

Dritter Theil.

Von den übrigen Tugenden und
Laster n.

Erster Abschnitt.

Von dem Ursprunge der natürlichen
Tugenden und Laster.

Wir kommen nun zu der Untersuchung solcher Tugenden und Laster, die gänzlich natürlich sind, und gar nicht von der Kunst und Erfindung der Menschen abhängen. Die Prüfung derselben soll dieses Moralsystem beschließen.

Die hauptsächlichste Quelle oder das wirkende Princip der menschlichen Seele ist Lust oder Unlust; und wenn diese Empfindungen weder in unserm Verstande noch Sinnen da sind, so sind wir größtentheils des Leidens oder Thuns, des Begehrens oder Wollens ganz unfähig. Die unmittelbarsten Wirkungen der Lust und Unlust sind die begehrenden und verabscheuenden Bewegungen des Gemüths; welche in Wollen, Verlangen, Verabscheuen, Traurigkeit und Freude, Furcht und Hoffnung modificirt werden, je nachdem Lust oder Unlust ihr Verhältniß ändert und entweder wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, gewiß oder ungewiß werden, oder je nachdem sie als außer unsrer Macht für den

gegen-

gegenwärtigen Augenblick angesehen werden. Wenn aber hierbei die Objekte, welche Lust oder Unlust verursachen, ein Verhältniß zu uns oder andern erhalten; so fahren sie zwar immer noch fort, Begierde oder Abscheu, Traurigkeit oder Freude zu erwecken. Aber sie verursachen zu gleicher Zeit die indirekten Leidenschaften des Stolzes oder der Demuth, der Liebe oder des Hasses, welche in diesem Falle ein doppeltes Verhältniß der Impressionen und Begriffe zu der Lust und Unlust haben.

Wir haben schon bemerkt, daß der moralische Unterschied ganz und gar von gewissen besondern Empfindungen der Lust und Unlust abhängt, und daß jede Gemüthseigenschaft in uns oder andern, die uns bei ihrer Vorstellung oder der Reflexion darüber Vergnügen macht, um deswillen auch tugendhaft ist, so wie alles von derselben Natur, das Mißvergnügen erzeugt, lasterhaft ist. Da also jede Eigenschaft in uns oder andern, die Lust gewährt, allemal Stolz oder Liebe verursacht; so wie jede, die Unlust erzeugt, Demuth oder Haß hervorbringt: so folgt, daß diese zwei Stücke in Ansehung unsrer Gemüthseigenschaften als gleichgeltend betrachtet werden können, nemlich Tugend und das Vermögen Liebe oder Stolz hervorzubringen, Laster und das Vermögen Haß oder Demuth zu erwecken. Wir müssen also in jedem Falle von dem einen auf das andere schließen; und müssen jede Eigenschaft der Seele für tugendhaft erklären, die Liebe oder Stolz verursacht; so

so wie jede andre für lasterhaft, die Haß oder Demuth verursacht.

Wenn eine Handlung entweder tugendhaft oder lasterhaft ist, so ist sie es bloß als ein Zeichen einer Eigenschaft oder eines Charakters. Sie muß von beharrlichen Principien des Gemüths abhängen, die sich über das ganze Betragen verbreiten, und Bestandtheile des persönlichen Charakters ausmachen. Die Handlungen selbst, wenn sie nicht von einem festen Princip herrühren, haben keinen Einfluß auf Liebe oder Haß, Stolz oder Demuth; und werden folglich nie als moralisch angesehen.

Diese Bemerkung ist von selbst deutlich und verdient große Aufmerksamkeit, da sie in der gegenwärtigen Materie von sehr großer Wichtigkeit ist. Wir dürfen in unsern Untersuchungen über den Ursprung des Sittlichen nie eine einzelne Handlung betrachten: sondern bloß die Beschaffenheit oder den Charakter, von welchem die Handlung herrührt. Diese allein sind beharrlich genug, um unsre Empfindungen über eine Person zu afficiren. Handlungen sind indessen doch bessere Anzeigen von einem Charakter, als Worte oder selbst Wünsche und Meinungen; aber sie sind doch auch nur in so weit mit Liebe oder Haß, Lob oder Tadel verknüpft, als sie solche Anzeigen sind.

Um den wahren Ursprung des Sittlichen und derjenigen Liebe und desjenigen Hasses zu entdecken, der von den Gemüthseigenschaften entsteht, müssen wir sehr tief in den Gegenstand eindringen, und

und einige Principien vergleichen, die wir schon ehemals geprüft und erklärt haben.

Wir wollen dabei anfangen, daß wir noch einmal die Natur und die Kraft der Sympathie betrachten. Die menschlichen Seelen sind sich alle in ihren Gefühlen und Wirkungen einander ähnlich; und es kann kein Mensch von irgend einer Leidenschaft afficirt werden, welcher nicht alle die übrigen in einem gewissen Grade auch empfänglich seyn sollten. Wie bei Saiten, die gleich gespannt sind, die Bewegung der einen den übrigen sich mittheilt; so gehen alle Leidenschaften sehr leicht von der einen Person zur andern, und erzeugen in jedem Menschen übereinstimmende Bewegungen. Wenn ich die Wirkungen der Leidenschaft in der Stimme und dem äußern Ansehen einer Person sehe, so geht meine Seele unmittelbar von diesen Wirkungen zu ihren Ursachen über, und bildet einen so lebhaften Begriff von der Leidenschaft, der sogleich in die Leidenschaft selbst verwandelt wird. Eben so, wenn ich die Ursachen einer Bewegung wahrnehme, so wird meine Seele zu den Wirkungen geführt und wird leicht auf eine gleiche Art bewegt. Wäre ich bei einer der schrecklichsten Operationen der Chirurgie gegenwärtig, so würde gewiß, selbst ehe sie angingen, schon die Vorbereitung der Instrumente, das Zurechtlegen der Bandagen, das Heißmachen der Eisen, nebst allen den Zeichen der Angst und des Bekümmernisses des Patienten und der Umstehenden, eine große Wirkung auf

auf meine Seele haben und die stärksten Empfindungen des Mitleidens und Schreckens erwecken. Keine Leidenschaft eines andern entdeckt sich der Seele unmittelbar. Wir können nur ihre Ursachen oder Wirkungen wahrnehmen. Von diesen schließen wir auf die Leidenschaft: und folglich erwecken auch diese unfre Sympathie.

Unfre Empfindung der Schönheit hängt ebenfalls sehr viel von diesem Princip ab; und sobald ein Objekt so beschaffen ist, daß es Vergnügen bei seinem Besitzer erweckt, so wird es jederzeit für schön gehalten; so wie jedes Ding, das so beschaffen ist, daß es Unlust erweckt, unangenehm und häßlich ist. So macht bei einem Hause die Bequemlichkeit, bei einem Felde die Fruchtbarkeit, bei einem Pferde seine Stärke, bei einem Schiffe seine Geräumlichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit im Lauf die hauptsächlichste Schönheit aus. Hier gefällt also das Ding, welches schön genannt wird, allein durch die Eigenschaft, vermittelt der es eine gewisse Wirkung hervorbringen kann. Diese Wirkung ist das Vergnügen oder der Vortheil einer andern Person. Nun gefällt uns das Vergnügen eines Fremden, gegen den wir keine besondere Freundschaft hegen, bloß vermittelt der Sympathie. Diesem Princip ist also die Schönheit beizumessen, die wir in jedem Dinge finden, das nützlich ist. Was das Nützliche für einen beträchtlichen Antheil am Schönen habe, wird bei einigem Nachdenken bald deutlich werden. Sobald ein Gegenstand die Fähigkeit hat, in dem

Be-

Von
Besitzer
dern Wo
fache
verschert
einer feh
fallen w
werden
den Me
von den
aus diese
mehrester
eine bloß
vermitte
Zweck
Da
sowohl
Gefühl
mehrge
ster wi
keit; m
Charakte
häufig best
offenbar
*) De
idem
lacer
rator
dividi
dien e
Dinter E

Besitzer Vergnügen hervorzubringen, oder mit andern Worten, sobald er die eigenthümliche Ursache des Vergnügens ist, so kann man gewiß versichert seyn, daß es dem Zuschauer vermittelt einer sehr zarten Sympathie mit dem Besitzer gefallen werde. Die mehresten Werke der Kunst werden bloß nach Maafsgabe ihrer Nützlichkeit für den Menschen für schön gehalten, und selbst viele von den Produkten der Natur haben ihre Schönheit aus dieser Quelle. Hübsch und schön ist bei den mehresten Gelegenheiten keine absolute, sondern eine bloße relative Eigenschaft, und gefällt uns bloß vermittelt der Geschicklichkeit, die es hat, einen Zweck hervorzubringen, der angenehm ist *).

Dasselbige Princip bringt in vielen Fällen eben sowohl unfre Empfindungen der Sittlichkeit als das Gefühl der Schönheit hervor. Keine Tugend ist mehrgeachtet, als die Gerechtigkeit und kein Laster wird mehr verabscheuet, als die Ungerechtigkeit; und es giebt keine Eigenschaften, die den Charakter mehr entweder als liebenswürdig oder gehässig bestimmen sollten. Nun ist die Gerechtigkeit offenbar bloß deshalb eine moralische Tugend, weil
 sie

*) Decentior equus, cujus adstricta sunt ilia; sed idem velocior. Pulcher adspectu sit athleta, cujus lacertos exercitatio expressit; idem certamini paratior. Nunquam vero species ab utilitate dividitur. Sed hoc quidem discernere modici iudicii est. Quintil. L. VIII.

sie dem Wohle des Menschengeschlechts beförderlich ist; und sie ist in der That nichts, als eine künstliche Erfindung zu diesem Zwecke. Eben dieses kann man auch von dem bürgerlichen Gehorsam, den Gesetzen der Völker, der Bescheidenheit und der guten Lebensart sagen. Alle diese Tugenden sind bloße menschliche Erfindungen für das Interesse der Gesellschaft. Und da unter allen Völkern und zu allen Zeiten eine sehr starke sittliche Empfindung mit denselben verknüpft gewesen ist, so müssen wir einräumen, daß das Nachdenken über die Anlage der Charaktere und die Gemüthseigenschaften hinreichend seyn muß in uns die Empfindungen des Lobes und Tadels hervorzubringen. Da nun die Mittel zu einem Zwecke bloß alsdann angenehm seyn können, wenn der Zweck angenehm ist; und da das Wohl der Gesellschaft, wobei unser eignes oder das Wohl unsrer Freunde nicht interessirt ist, bloß durch Sympathie gefällt: so folgt, daß die Sympathie die Quelle der Achtung ist, welche wir allen künstlichen Tugenden erweisen.

So erhellet also, daß die Sympathie ein sehr mächtiges Princip in der menschlichen Natur ist, daß sie einen großen Einfluß auf unsern Geschmack des Schönen hat und daß sie unsere sittliche Empfindung bei allen künstlichen Tugenden hervorbringt. Hieraus können wir schon vermuthen, daß sie auch noch manche andere Tugenden erzeugt; und daß Eigenschaften unsern Beifall erhalten werden, so bald sie auf das Beste des menschlichen Geschlechts

abzie-

abzielen. Diese Muthmassung muß zur Gewisheit werden, da wir finden, daß die mehresten solcher Eigenschaften, die wir von Natur billigen, wirklich diese Beziehung auf Menschenwohl haben, und die Menschen zu tauglichen Gliedern der Gesellschaft machen: da hingegen diejenigen Eigenschaften, welche wir von Natur mißbilligen, gerade eine entgegengesetzte Beziehung haben, und das Zusammenleben mit einer solchen Person gefährlich oder unangenehm machen. Denn nachdem man einmal gefunden hat, daß dergleichen Bestrebungen und Eigenschaften Kraft genug haben, die stärkste sittliche Empfindung hervorzubringen, so können wir vernünftigerweise in diesen Fällen auf keine andere Ursache des Lobes oder Tadels verfallen; da es ein unverletzlicher Grundsatz in der Philosophie ist, daß, wo eine einzelne Ursache zu einer gewissen Wirkung hinreicht, wir uns dabei beruhigen müssen und die Ursachen nicht ohne Noth vervielfältigen dürfen. Glücklicherweise haben wir Erfahrungen in Ansehung der künstlichen Tugenden aufzuweisen, wo die Beziehung der Eigenschaften auf das Beste der Gesellschaft die einzige Ursache unfres Beifalls ist, ohne daß irgend ein Argwohn wegen der Konkurrenz eines andern Principis statt finden könnte. Und hieraus lernen wir die Kraft dieses Principis. Und wo also dieses Princip Platz finden kann und die gebilligte Eigenschaft wirklich für die Gesellschaft wohlthätig ist, da wird ein wahrer Philosoph nie ein anderes Princip ver-

langen, um den stärksten Beifall und die Achtung gegen dergleichen Tugenden zu erklären.

Dafs viele von den natürlichen Tugenden diese Beziehung auf das Wohl der Gesellschaft haben, kann von niemanden bezweifelt werden. Sanftmuth, Wohlthätigkeit, Mitleiden, Edelmuth, Gütigkeit, Mäßigung, Billigkeit, nehmen den ersten Platz unter den moralischen Tugenden ein, und werden gemeiniglich gefellige Tugenden genennt, um ihre Beziehung auf das Beste der Gesellschaft anzuzeigen. Dieses geht so weit, dafs einige Philosophen allen moralischen Unterschied als eine Wirkung der Kunst und der Erziehung vorgestellt haben, indem sich geschickte Politiker bemüheten die heftigen Leidenschaften der Menschen einzuschränken und zu machen, dafs sie vermittelt der Begriffe von Ehre und Schande zu dem allgemeinen Besten das Ihrige mit beitragen müßten. Dieses System harmonirt indessen doch nicht mit der Erfahrung. Denn erstlich giebt es aufser jenen Tugenden und Lastern, welche sich auf den öffentlichen Nutzen oder Schaden beziehen, auch noch andere. Zweitens, wenn die Menschen nicht von Natur ein Gefühl für Lob und Tadel hätten, so könnte solches nimmermehr durch die Politiker erweckt werden; und die Ausdrücke, lobenswürdig und verehrungswerth, tadelnswürdig und verächtlich, würden eben so wenig verständlich seyn, als wenn sie aus einer uns ganz unbekanntem Sprache wären, wie wir schon oben bemerkt haben.

Allein

Allein ob dieses System gleich irrig ist, so kann es uns doch lehren, daß der moralische Unterschied grosentheils auf der Beziehung der Eigenschaften und Charaktere auf das Interesse der Gesellschaft beruht; und daß es der Antheil ist, den wir an diesem Interesse nehmen, welcher macht, daß wir sie billigen oder mißbilligen. Nun nehmen wir durch keine Eigenschaft einen so starken Antheil an dem Wohle der Gesellschaft, als vermittelt der Sympathie; und folglich ist sie es auch, welche uns so weit außer uns selbst versetzt, daß wir an den Charakteren, die auf anderer Menschen Wohl oder Weh einfließen, eine eben so große Lust oder Unlust empfinden, als ob sie unmittelbar auf das unfrige in Beziehung ständen.

Der einzige Unterschied zwischen den natürlichen Tugenden und der Gerechtigkeit liegt darinne, daß das Gute, welches von den erstern entspringt, von jeder einzelnen Handlung entsteht und das Objekt einer natürlichen Leidenschaft ist: da hingegen eine einzelne Handlung der Gerechtigkeit an sich betrachtet, oft dem allgemeinen Besten widersprechen kann; und blos die Zusammenwirkung des menschlichen Geschlechts in einer allgemeinen Norm oder System gedacht, ist vortheilhaft. Wenn ich Personen in ihrem Trübsale helfe, so ist meine natürliche Menschenliebe der Beweggrund dazu; und so weit sich mein Beistand erstreckt, so weit habe ich die Glückseligkeit meiner Nebengeschöpfe befördert. Allein wenn man alle die Fälle untersuchen

chen sollte, die vor einen Gerichtstuhl kommen; so würde man finden, daß es jeden Fall für sich betrachtet, oft der Menschlichkeit weit angemessener seyn würde gegen die Gesetze der Gerechtigkeit als nach ihnen zu entscheiden. Der Richter nimmt einem Armen etwas, um es dem Reichen zu geben; er spricht dem Lüderlichen die Arbeit des Fleißigen zu, und liefert dem Lasterhaften die Mittel in die Hände, sich und andern zu schaden. Dessenungeachtet ist die ganze Verfassung der Gesetze und der Gerechtigkeit der Gesellschaft sehr zuträglich; und in Rücksicht auf dieser Vortheile, haben sie auch die Menschen durch ihre freiwilligen Konventionen eingeführt. Nachdem sie nun aber durch diese Konventionen einmal eingeführt ist, so ist mit ihr natürlicherweise auch eine sehr starke sittliche Empfindung verknüpft; und diese kann nirgends anders herrühren als von unserer Sympathie mit den Vortheilen der Gesellschaft. Wir bedürfen keiner andern Erklärung von der Achtung, welche mit denjenigen natürlichen Tugenden verknüpft ist, welche eine Beziehung auf das allgemeine Beste haben.

Ich muß ferner bemerken, daß noch verschiedene Umstände da sind, welche diese Hypothese in Beziehung auf die natürlichen Tugenden noch wahrscheinlicher machen, als in Beziehung auf die künstlichen. Es ist gewiß, daß die Einbildungskraft weit stärker durch das, was einzeln ist, als durch das, was allgemein ist, afficirt wird; und daß die
Empfin-

Empfindungen allemal weit schwerer erregt werden, wenn ihre Objekte in einem gewissen Grade schwankend und unbestimmt sind. Nun ist nicht gerade jede einzelne Handlung der Gerechtigkeit für die Gesellschaft wohlthätig, wohl aber das ganze Verfahren oder das System; und es mag also vielleicht nicht eine einzelne Person seyn, für die wir uns interessiren, und welche Vorthail von der Gerechtigkeit zieht, sondern die ganze Gesellschaft ebenfalls. Im Gegentheil ist jede einzelne Handlung des Edelmuths und jede Unterstützung des Fleissigen und Hülflosen wohlthätig, und zwar wohlthätig für eine einzelne Person, die es verdient. Es ist daher weit natürlicher zu glauben, das die Beziehungen der letzteren Tugenden unfre Empfindungen erregen und unsern Beifall erwerben werden, als die Beziehungen der ersteren; und da wir nun finden, das die Billigung der ersteren von ihren Beziehungen herührt, so können wir mit noch weit gröfserm Rechte auch die Billigung der letztern von dieser Ursache ableiten. Wenn wir eine Anzahl ähnlicher Wirkungen vor uns haben, und wir entdecken eine Ursach der einen Wirkung, so sind wir berechtiget, diese Ursache für alle die übrigen Wirkungen zu brauchen, welche sich daraus erklären lassen: aber dieses noch um so viel mehr, wenn diese andern Wirkungen solche Umstände bei sich führen, welche die Wirkung dieser Ursache erleichtern.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch zwei merkwürdige Umstände in dieser Sache anführen, welche

che

che Einwürfe gegen das gegenwärtige System zu seyn scheinen. Der erste ist folgender. Wenn eine Eigenschaft oder ein Charakter eine Beziehung auf das Wohl der Menschheit hat, so finden wir einen Wohlgefallen daran, und wir billigen ihn; weil sie den lebhaften Begriff des Vergnügens erweckt; denn dieser Begriff afficirt uns durch die Sympathie und ist selbst eine Art von Vergnügen. Da aber diese Sympathie sehr veränderlich ist, so sollte man denken, müßte unser sittliches Gefühl auch aller dieser Veränderungen fähig seyn. Wir sympathisiren mehr mit Personen, die uns nahe sind, als mit solchen, die von uns sehr weit entfernt leben; mehr mit unsern Bekannten, als mit Fremden; mehr mit unsern Landsleuten als mit Ausländern. Aber ungeachtet dieser Veränderung unfre Sympathie ertheilen wir doch denselben moralischen Eigenschaften in China eben den Beifall als in England. Ihre Tugend ist allenthalben gleich, und sie empfehlen sich an jedem Orte der Achtung des verständigen Zuschauers. Die Sympathie ändert sich, ohne daß deshalb unfre Achtung eine Veränderung erlitte. Unfre Achtung kann also nicht von der Sympathie kommen.

Hierauf antworte ich: die Billigung der moralischen Eigenschaften rührt größtentheils gewiß nicht von der Vernunft her, oder von einer Vergleichung der Begriffe; sondern kömmt gänzlich von einem moralischen Geschmacke und von gewissen Empfindungen der Lust oder der Unlust, welche aus
der

der Beschauung und Betrachtung gewisser besonderen Eigenschaften oder eigenthümlicher Charaktere entstehen. Nun ist es klar, daß sich dergleichen Empfindungen, woher sie auch entstanden seyn mögen, nach der Entfernung oder Nähe der Objekte ändern müssen; und ich kann nicht eben das lebhaftere Vergnügen bei den Tugenden einer Person empfinden, die vor zwei tausend Jahren in Griechenland gelebt hat, als ich bei den Tugenden eines vertrauten Freundes oder Bekannten fühle. Aber ich behaupte deshalb nicht, daß ich den einen mehr achte als den andern: und wenn daher die Veränderung der Empfindung ohne eine Veränderung der Achtung ein Einwurf ist, so trifft er eben so gut jedes andere System, als das System der Sympathie. Aber wenn man die Sache recht erwägt, so hat der Einwurf gar keine Kraft; und es läßt sich in der Welt nichts leichter erklären, als die vorgebliche Schwierigkeit. Unser Verhältniß, beides sowohl gegen die Personen als Sachen, ist einem kontinuierlichen Wechsel unterworfen, und ein Mensch, der jetzt in einer sehr weiten Entfernung von mir ist, kann in einer kurzen Zeit mein vertrauter Freund werden. Ueberdem hat ein jeder besonderer Mensch auch ein gewisses besonderes Verhältniß gegen andere; und es ist unmöglich, daß wir jemals auf eine vernünftige Art mit einander sollten umgehen können, wenn jedermann die Charaktere und Personen sich nur so vorstellen dürfte, als sie ihm von seinem besondern Gesichtspunkte aus erscheinen. Um also diesen kontinuier-

tinuirlichen Widerspüchen zuvorzukommen und zu einer festeren Beurtheilung der Dinge zu gelangen, setzen wir einige beständige und allgemeine Gesichtspunkte fest, und versetzen uns in unsern Gedanken allemal in sie hinein, in welcher Lage wir für jetzt auch immer seyn mögen. Auf gleiche Art wird auch die äußere Schönheit bloß durch das Vergnügen bestimmt; und es ist offenbar, daß ein schönes Gesicht nicht so viel Vergnügen gewähren kann, wenn man es in einer Entfernung von zwanzig Schritten sieht, als wenn es ganz nahe bei uns ist. Indessen sagen wir nicht, daß es uns weniger schön vorkommt: weil wir wissen, was es für eine Wirkung in einer gewissen Stellung haben wird, und durch diese Reflexion verbessern wir sein augenblickliches Ansehen.

Im Allgemeinen ändern sich alle Empfindungen des Lobes oder Tadels ab nach unsrer nahen oder entfernten Stellung gegen die gelobte oder getadelte Person und nach der jedesmaligen Stimmung unsres Gemüths. Aber diese Abänderungen kommen bei unsern allgemeinen Entscheidungen nicht in Anschlag, sondern wir gebrauchen die Ausdrücke unsres Beifalles oder unsres Nichtbeifalles eben so als ob wir die Sache immer aus einem Gesichtspunkte betrachteten. Die Erfahrung lehrt uns da bald diese Art und Weise unsre Empfindungen oder wenigstens unsre Sprache zu verbessern, wo die Empfindungen mehr einerlei und unveränderlich sind. Wenn un-

ser

fer Bedienter fleißig und treu ist, so kann er leicht stärkere Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit in uns erwecken, als Markus Brutus, so wie er in der Geschichte vorgestellt wird; aber deshalb sagen wir doch nicht, daß der erstere Charakter mehr Lob verdiene, als der letztere. Wir wissen, daß, kämen wir mit jenem berühmten Patrioten eben so nahe zusammen, er einen viel höhern Grad von Liebe und Bewunderung in uns erwecken würde. Dergleichen Verbesserungen kommen bei allen Sinnen vor; und es wäre auch in der That unmöglich, je von einer Sprache Gebrauch zu machen, oder unfre Empfindungen einem andern mitzutheilen, wenn wir nicht die augenblicklichen Vorstellungen der Dinge verbesserten und von unsrer gegenwärtigen Stimmung dabei abstrahirten.

Wir loben oder tadeln also jemanden nach dem Einflusse der Charaktere und Eigenschaften auf solche, die mit ihm häufig umgehen. Wir bringen dabei nicht in Anschlag, ob die Personen, welche von jenen Eigenschaften afficirt werden, Bekannte oder Unbekannte, Landsleute oder Ausländer sind. Ja wir übersehen bei dergleichen allgemeinen Urtheilen sogar unser eignes Interesse; und tadeln keinen Menschen um deswillen, weil er sich einigen unsrer Ansprüche widersetzt, wenn dabei sein eigener Vortheil insbesondere interessirt ist. Wir verzeihen dem Menschen einen gewissen Grad von Eigenliebe gern; denn wir wissen, daß sie mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbunden ist
und

und zu unferm Wesen und unsrer Einrichtung gehört. Und durch diese Betrachtung verbessern wir diejenigen Empfindungen des Tadels, die sonst so natürlich entstehen, wenn sich uns etwas widersetzt.

Allein obgleich das allgemeine Princip des Lobes oder Tadels durch dergleichen andre Principien verbessert werden mag, so ist es doch gewiss, daß sie nicht zusammen wirksam sind, und daß unsere Leidenschaften eben nicht oft vollkommen so wirken, wie es die gegenwärtige Theorie verlangt. Selten lieben die Menschen dasjenige aus Herzensgrunde, was weit von ihnen ist, und was mit ihrem Wohle in gar keiner vorzüglichen Verknüpfung steht; so wie es nicht weniger selten ist, Personen zu finden, die es einem andern verzeihen können, wenn er mit ihrem Vortheile in Kollision kömmt, so sehr sich auch seine Handlungen, die unserm Vortheile widerstreiten, nach den allgemeinen Gesetzen der Sittlichkeit rechtfertigen lassen. Hier ist es genug, zu sagen, daß die Vernunft eine solche unpartheiische Aufführung fodert, daß wir es aber selten so weit bringen können, und daß unsere Leidenschaften nicht leicht dem folgen, was uns der Verstand rathet. Diese Worte wird man leicht verstehen, wenn man sich dessen erinnert, was wir vorher über diejenige Vernunft gesagt haben, welche fähig ist, sich unsrer Leidenschaft zu widersetzen; und wornach wir ausmachten, daß sie nichts anders sey, als eine allgemeine ruhige Bestimmung der Leidenschaften, gegründet auf eine entfernte

Aus-

Ausficht oder auf Reflexion. Wenn wir die Menschen bloß nach dem Einflusse beurtheilen, den ihre Charaktere und unser eignes Wohlbefinden, oder auch auf das Glück unfre Freunde haben, so finden wir so viele Widersprüche mit unsern Empfindungen in der Gesellschaft und im Umgange, und eine solche Ungewißheit wegen den unaufhörlichen Veränderungen unfre Lage, daß wir einen andern Maassstab des Verdienstes und der Schuld suchen müssen, der nicht so vieler Abänderungen fähig ist. Haben wir aber auf diese Art unsern ersten Standpunkt verloren, so können wir hernach auf keine andre eben so bequeme Art wieder eine feste Stelle erhalten, als vermittelt der Sympathie mit denen, die mit der Person in Verbindung stehen, die wir betrachten. Freilich wird dadurch die Vorstellung bei weitem nicht so lebhaft, als wenn unser eignes Wohl oder das Wohl unfre Freunde dabei interessirt ist; auch hat sie lange nicht einen solchen Einfluß auf unfre Liebe und Haß; sondern da sie unsern ruhigen und allgemeinen Principien angemessen ist, so hat sie eine gleiche Gewalt über die Vernunft, und bestimmt unfre Urtheile und Meinungen. Wir tadeln eine schlechte Handlung, die wir in der Geschichte lesen, eben so sehr, als eine andre, die in unfre Nachbarschaft so eben geschehen ist; welches so viel sagen will, als, daß die erstere Handlung eben die starken Empfindungen der Mißbilligung verursachen würde, als die letztere, wenn sie ein gleiches Verhältniß zu uns hätte.

Ich

Ich komme nun zu dem zweiten merkwürdigen Umstande, dessen ich mir vornahm Erwähnung zu thun. Wenn ein Mensch einen Charakter hat, der seiner natürlichen Beschaffenheit nach für die Gesellschaft wohlthätig ist, so halten wir ihn für tugendhaft, und finden ein Vergnügen an der Anschauung seines Charakters, wenn auch gleich besondere zufällige Umstände seine Wirkungen hindern, und ihn unfähig machen seinen Freunden und seinem Vaterlande zu dienen. Wenn der Tugend auch alles fehlschlägt, so bleibt sie dennoch Tugend; und die Liebe, welche sie erwirbt, begleitet den Menschen in ein Gefängniß oder in eine Wüste, wo sich die Tugend gar nicht mehr durch Handlungen offenbaren kann, und für die ganze Welt verlohren ist. Nun scheint dieses ein Einwurf gegen das gegenwärtige System zu seyn. Die Sympathie verknüpft unser Interesse mit dem Wohle der Menschheit, und wenn die Sympathie die Quelle unsrer Achtung gegen die Tugend wäre, so würde die Empfindung der Billigung blos da statt finden, wo die Tugend wirklich ihren Endzweck erreicht, und für das menschliche Geschlecht wohlthätig ist. Wo sie ihres Zwecks verfehlt, da ist sie blos ein unvollkommenes Mittel; und kann daher niemals um ihres Zwecks willen ein Verdienst erlangen. Die Güte eines Zwecks kann nur solchen Mitteln ein Verdienst verschaffen, die vollständig sind und den Endzweck wirklich hervorbringen.

Hierauf

Hierauf antworte ich, daß ein Ding, welches nach allen seinen Theilen geschickt ist, einen angenehmen Endzweck zu erreichen, uns natürlicherweise Vergnügen machen muß, und für schön zu halten ist, wenn auch gleich einige äußere Umstände fehlen, um sie alle zusammen wirksam zu machen. Es ist genug, wenn jedes Ding in dem Objekte selbst vollständig ist. Ein Haus, das so eingerichtet ist, daß dabei für alle Bequemlichkeiten des Lebens gesorgt ist, gefällt uns deshalb; ob wir vielleicht gleich wissen, daß niemals ein Mensch darin wohnen wird. Ein fruchtbarer Boden, und ein glückliches Klima erfüllt uns mit Vergnügen, wenn wir an die Glückseligkeit denken, die sie ihren Einwohnern verschaffen würden, obgleich für jetzt das Land wüst und leer ist. Ein Mann, dessen Glieder und Ansehen Stärke und Thätigkeit verspricht, wird für schön gehalten, wenn er gleich zum ewigen Gefängnis verdammt wäre. Die Einbildungskraft hat einige Leidenschaften, die ihr gleichsam angehören, von denen die Empfindungen des Schönen sehr abhängen. Diese Leidenschaften werden durch gewisse Grade von Stärke und Lebhaftigkeit erregt, die geringer sind als der Glaube, und gar nicht von der realen Existenz ihrer Objekte abhängen. Sobald ein Charakter in jeder Rücksicht so beschaffen ist, daß er für die Gesellschaft wohlthätig werden kann, so geht die Einbildungskraft leicht von der Ursach zur Wirkung, ohne zu bedenken, daß noch einige andre Umstände erfordert werden, um
die

die Ursache vollständig zu machen. Allgemeine Regeln erzeugen eine Art von Wahrscheinlichkeit, welche auf die Urtheilskraft zuweilen, und auf die Einbildungskraft allemal einfließen.

Es ist wahr, wenn die Ursache vollständig ist, und eine gute Anlage mit glücklichen Umständen vereinigt ist, welche machen, daß jene wirklich für die Gesellschaft wohlthätig wird, so gewährt dieses dem Zuschauer ein größeres Vergnügen, und die damit verknüpfte Sympathie ist noch lebhafter. Wir werden davon stärker afficirt, aber dennoch sagen wir nicht, daß der Charakter tugendhafter sey, oder daß wir ihn höher achten. Wir wissen, daß eine Veränderung der Glücksumstände die wohlthätige Gemüthsanlage ganz ohnmächtig machen kann; und daher trennen wir, so viel als möglich, die Gemüthsanlage von dem Glücke. Der Fall ist eben so, wie wenn wir die verschiedenen Empfindungen der Tugend verbessern, welche auf den verschiedenen Entfernungen von uns beruhen, wo sie sich ereignen. Die Leidenschaften richten sich nicht immer nach unsern Verbesserungen; aber diese Verbesserungen dienen doch dazu, daß sie unsre abstrakten Begriffe in Ordnung bringen, und daß wir allein darauf Rücksicht nehmen, wenn wir im Allgemeinen über die Grade des Lasters und der Tugend urtheilen.

Die Kritiker haben bemerkt, daß alle Worte oder Sätze, welche schwer auszusprechen sind, unangenehm ins Ohr fallen. Nun ist kein Unterschied dazwi-

Vor
dazwi
oder o
meinen
mir ein
also du
unange
ben w
stand
dafs ei
hat, ih
hinreich
pfindun
genehm
wo ein
wirkfan
auf die
Na
den W
breite
dungen
sch r ä n
die ich se
hchen Na
vorherge
Eigenthu
dern ka
Mifsbillig
stellt wir
hervorzub
ein Obj
Dritter Ba

dazwischen, ob sie ein Mensch aussprechen hört, oder ob er sie heimlich für sich liest. Wenn ich mit meinen Augen ein Buch durchlaufe, so bilde ich mir ein, als ob ich alle Worte hörte; und werde also durch die Kraft der Imagination in denselben unangenehmen Zustand versetzt, als ob ich dieselben wirklich auspräche. Der unangenehme Zustand ist nicht real; sondern weil man sich vorstellt, das eine solche Komposition von Worten die Kraft hat, ihn hervorzubringen, so ist dieses vollkommen hinreichend, die Seele mit einer unangenehmen Empfindung zu erfüllen, und die Rede rauh und unangenehm zu machen. Ein ähnlicher Fall ist auch da, wo eine reale Qualität durch zufällige Umstände unwirksam gemacht, und ihres natürlichen Einflusses auf die Gesellschaft beraubt wird.

Nach diesen Grundsätzen können wir nun leicht den Widerspruch heben, der zwischen der ausgebreiteten Sympathie, wovon unfre Empfindungen der Tugend abhängen, und jener eingeschränkten Menschenliebe zu seyn scheint, die ich schon oft als eine Eigenschaft in der menschlichen Natur bemerkt habe, und welche nach den vorhergehenden Erörterungen Gerechtigkeit und Eigenthum voraussetzt. Meine Sympathie mit andern kann in mir die Empfindung der Unlust und Mißbilligung verursachen, wenn ein Objekt vorgestellt wird, das eine Kraft hat in ihm Mißvergnügen hervorzubringen; ob ich gleich nicht gesonnen bin ein Objekt meines eignen Interesses aufzuopfern,

oder einer meiner Leidenschaften um des andern Vergnügens willen Gewalt anzuthun. Ein Haus kann mir wegen seiner ungeschickten Bauart, und wegen der Unbequemlichkeit für seinen Eigenthümer mißfallen; und doch kann ich dabei nicht Luft haben, auch nur einen Heller dazu herzugeben, daß es besser gebauet werde. Die Gefinnungen müssen das Herz treffen, wenn sie unsre Leidenschaften berichtigen sollen; aber sie brauchen nicht über die Einbildungskraft hinauszureichen, um einen Einfluß auf unsern Geschmack zu gewinnen. Wenn ein Gebäude ein ungeschicktes und altfränkisches Ansehen hat, so erscheint es dem Auge häßlich und unangenehm; ob wir gleich von der Festigkeit des Gebäudes noch so sehr überzeugt sind. Es ist eine Art von Furcht, welche diese Empfindung der Mißbilligung in uns hervorbringt; aber die Leidenschaft ist mit derjenigen nicht einerlei, die wir fühlen, wenn wir unter einer Mauer stehen müssen, die wir wirklich für baufällig und unsicher halten. Die scheinbaren Eigenschaften und Beziehungen der Objekte afficiren das Gemüth. Und die Bewegungen, welche sie erwecken, sind von einer ähnlichen Art, als die, welche von den realen Folgen dieser Objekte herrühren, aber das Gefühl davon ist verschieden. Ja diese Bewegungen sind ihrem Gefühle nach so verschieden, daß sie sich oft widerstreiten können, ohne einander zu vernichten; wie wenn die Befestigungswerke einer Stadt wegen ihrer Güte für schön gehalten werden,

Vor
werden
stört f
allgen
unterse
gen, v
und vor
W
meinig
werden
gencha
fen ein
gelichs
thun;
mache
Vorth
keit,
nehme
den eb
und M
gencha
unfähig
dieses ein
Menschen
ganz be
keit zur
ohne ein
gewisser
wird das
ten, und
übertriebe

werden, ob wir gleich wünſchen, daß ſie völlig zerſtört ſeyn möchten. Die Imagination bleibt den allgemeinen Vorſtellungen der Dinge getreu und unterſcheidet die Gefühle, welche ſie hervorbringen, von ſolchen, welche von unſrer individuellen und vorübergehenden Lage entſpringen.

Wenn wir die Lobreden prüfen, welche gemeiniglich groſſen Männern gehalten werden, ſo werden wir finden, daß die mehreſten von den Eigenſchaften, die man ihnen beilegt, ſich in zwei Klaffen eintheilen laſſen, nemlich in ſolche, welche ſie geſchickt machen, ihre Pflicht in der Geſellſchaft zu thun; und ſolche, welche ſie ſich ſelbſt nützlich machen, und ſie in den Stand ſetzen, ihren eignen Vortheil zu beſorgen. Ihre Klugheit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Fleiß, Eifer, Unternehmungsgewiſt, Geſchicklichkeit werden eben ſo ſehr gerühmt, als ihre Großmuth und Menſchenliebe. Wenn wir mit einer Eigenſchaft Nachſicht haben, welche den Menſchen unfähig macht, im Leben ſich hervorzuthun, ſo iſt dieſes ein gewiſſer Grad von Phlegma, der den Menſchen nicht ſeine Wirkſamkeit und Fähigkeit ganz benimmt, ſondern ihn nur in ſeiner Thätigkeit zurückhält und bedächtigt macht; und dieſes ohne einigen Schaden für die Perſon ſelbſt, weil es gewiſſermaſſen aus freier Wahl geſchieht. Dennoch wird das Phlegma allgemein für einen Fehler gehalten, und zwar für einen ſehr groſſen, wenn es übertrieben iſt: und die Freunde eines Andern wol-

len niemals zugeben, daß er ihm unterworfen sey, aufser wenn sie seinen Charakter in wesentlichen Stücken rechtfertigen wollen. Er könnte eine Figur spielen, sagen sie, wenn er sich nur mehr Mühe geben wollte; sein Verstand ist gesund, er begreift schnell, und hat ein starkes Gedächtniß; aber er hasset die Geschäfte und macht sich nichts aus seinem Glücke. Und dieses machen die Menschen sogar bisweilen zu einem Gegenstande der Eitelkeit; wiewohl sie sich immer dabei das Ansehen geben, als ob sie dadurch einen Fehler gestünden; weil sie denken, daß diese Unfähigkeit zu Geschäften viele weit edlere Eigenschaften verrathe; als einen philosophischen Geist, einen feinen Geschmack, einen großen Witz oder einen Hang zum Vergnügen und zur Gesellschaft. Aber nehmt einen andern Fall: Setzet eine Eigenschaft, die, ohne eine Anzeige anderer guten Eigenschaften zu seyn, einen Menschen ganz untauglich zu Geschäften macht, und seinem eignen Vortheile nachtheilig ist, als ein stumpfer Verstand, und eine schlechte Urtheilskraft in Ansehung aller Gegenstände im Leben; Unbeständigkeit und Unentschlossenheit; oder ein Mangel an Geschick, sich in die Menschen und in die Geschäfte zu finden; so wird man alle diese Eigenschaften für Unvollkommenheiten in einem Charakter halten; und viele Menschen würden sich eher zu den größten Verbrechen bekennen, als daß sie den Argwohn sollten auf sich haften lassen, daß sie denselben nur im geringsten Grade unterworfen wären.

Es

Es ist ein großes Glück für unsere philosophischen Untersuchungen, wenn wir ein und eben dasselbe Phänomen durch eine Menge von verschiedenen Umständen abgeändert finden; weil wir uns dadurch, daß wir das entdecken, was ihnen gemeinschaftlich gehört, desto mehr von der Wahrheit derjenigen Hypothese überzeugen können, deren wir uns bedienen, um sie zu erklären. Wenn nichts für eine Tugend gehalten würde, als was für die Gesellschaft heilsam ist, so wäre ich überzeugt, daß die vorhergehende Erklärung des moralischen Gefühls immer noch, und zwar um der evidentsten Gründe willen, angenommen werden müßte. Aber diese Evidenz muß bei uns noch größer werden, wenn wir andre Arten von Tugenden finden, welche schlechterdings gar nicht anders, als aus dieser Hypothese erklärt werden können. Hier ist ein Mensch, dem es eben nicht an gefelligen Eigenschaften fehlt; aber was ihn hauptsächlich empfiehlt, ist seine Gewandtheit in Geschäften, wodurch er sich aus den größten Schwierigkeiten herausgeholfen, und die verwickeltsten Angelegenheiten mit einer ganz besondern Geschicklichkeit und Klugheit ausgeführt hat. Ich fühle, daß unmittelbar in mir eine Achtung gegen diesen Mann entsteht; und ehe ich noch mit ihm eine Bekanntschaft errichtet habe, wollte ich ihm gern eher einen Dienst erweisen, als jedem andern, dessen Charakter dem seinigen zwar in jedem Stücke gleich ist, dem aber jene besondere Eigenschaft fehlt. In diesem

Falle

Falle werden die Eigenschaften, welche mir gefallen, sämmtlich als nützlich für die Person selbst und als geschickt angesehen, seinen Vortheil und sein Vergnügen zu befördern. Sie werden bloß als Mittel zu einem Zwecke betrachtet, und gefallen nach dem Maasse ihrer Tauglichkeit zu diesem Zwecke. Der Zweck muß also für mich angenehm seyn. Aber was macht den Zweck angenehm? Die Person ist ein Fremder; mein Vortheil ist auf keine Art mit ihm verknüpft, und ich habe keine Verbindlichkeit gegen ihn. Seine Glückseligkeit interessirt mich nicht mehr als die Glückseligkeit jedes andern menschlichen und in der That jedes empfindenden Geschöpfs: das heißt, es afficirt mich bloß durch Sympathie. Aus diesem Grunde nehme ich einen so starken Antheil an seiner Glückseligkeit und an seinem Wohlbefinden, daß ich dabei eine sehr sichtbare Bewegung empfinde. Die Erscheinung der Eigenschaften, welche geschickt sind, sie zu befördern, macht einen angenehmen Eindruck auf meine Einbildungskraft, und zwingen mir Liebe und Hochachtung ab.

Diese Theorie kann es erklären, weshalb die nämlichen Eigenschaften in allen Fällen beides Stolz und Liebe, Demuth und Haß hervorbringen; und weshalb der nämliche Mensch allemal tugendhaft oder lafterhaft, geachtet oder verachtet bei andern ist, der bei sich selbst in einem solchen Kredit steht. Eine Person, in der wir eine Leidenschaft oder eine Fertigkeit entdecken, die ursprünglich allein ihr selbst

Vo
selbst
nehm,
Seite e
andre
sich sel
Fehler
von d
dern a
heftige
ob wir
werdet
sagt, d
selbst
Unfre
und wi
vorkom
sich sel
in Em
und w
kann.
so weit,
recht wo
miffällt,
macht; c
theil dar
genehm
Es
gegeben,
ben; wer
scheinen f

selbst schädlich ist, wird uns doch immer unangenehm, blos um ihretwillen; so wie auf der andern Seite ein Mensch, dessen Charakter nur allein für andre gefährlich und unangenehm ist, niemals mit sich selbst zufrieden seyn kann, so lange er diesen Fehler an sich bemerkt. Und dieses gilt nicht nur von den Charakteren und Sitten überhaupt, sondern auch von den allerkleinsten Umständen. Ein heftiger Husten bei einem andern ist uns unangenehm; ob wir gleich an sich gar nicht dabei leiden. Ihr werdet einen Menschen kränken, wenn ihr ihm sagt, das er einen stinkenden Athem habe; ob er selbst gleich nichts Unangenehmes davon empfindet. Unfre Phantasie verändert sehr leicht unfre Lage; und wir betrachten uns entweder so, wie wir andern vorkommen, oder wir betrachten andre, wie sie sich selbst fühlen; wir verletzen uns auf diese Art in Empfindungen, die uns gar nicht angehören, und wobei uns nichts als die Sympathie interessiren kann. Und diese Sympathie treiben wir bisweilen so weit, das uns selbst eine Eigenschaft, die uns recht wohl behagt, misfällt, blos weil sie andern misfällt, und uns in ihren Augen unangenehm macht; ob wir gleich vielleicht niemals einen Vortheil davon haben können, das wir uns ihnen angenehm machen.

Es hat in allen Zeiten sehr viele Moralsysteme gegeben, deren sich Philosophen angenommen haben; wenn man sie aber recht genau untersucht, so scheinen sie sich auf zwei reduciren zu lassen, welche
allein

allein unfre Aufmerksamkeit verdienen. Das moralische Gute und Böse wird ganz gewiß durch unfre Empfindungen, nicht durch Vernunft unterschieden: aber diese Empfindungen können entweder von dem bloßen Ansehen oder der Erscheinung der Charaktere und Leidenschaften entstehen, oder von der durch Ueberlegung erworbenen Einsicht, daß sie auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und einzelner Personen abzielen. Meine Meinung ist, daß diese Ursachen in unsern moralischen Urtheilen beide untermischt sind; auf eben die Art, wie sie es in unsern Entscheidungen über die mehresten Arten der äußern Schönheit sind: ob ich hierbei gleich glaube, daß die Betrachtungen über die Beziehungen der Handlungen auf das gemeine Beste, bei weitem den größten Einfluß haben, und alle die Hauptzweige unfrer Schuldigkeit bestimmen. Indessen giebt es doch in weniger wichtigen Fällen Beispiele, wo dieser unmittelbare Geschmack oder Sinn unfre Billigung hervorbringt. Witz und ein gewisses leichtes und ungenirtes Betragen, sind Eigenschaften, die andern unmittelbar angenehm sind, und ihre Liebe und Haß erzwingen. Einige dieser Eigenschaften bringen bei andern durch besondere ursprüngliche Principien der menschlichen Natur, die hier nicht erklärt werden können, Vergnügen hervor. Andre können in mehr allgemeinere Principien aufgelöst werden. Dieses wird durch eine eigenthümliche Untersuchung am deutlichsten können dargethan werden.

So

Vor
S
durch
angen
gemein
gendha
unmit
schaft
thümli
unange
zweite
macht d
bedarf d
A
Tugen
gnügen
scheint,
oder A
merken
von de
hängt.
solche Ei
telbar a
nem Men
ren, mit
Hülfe ne
So,
pothese z
müths tug
Anschauun
genschaft,

So wie einige Eigenschaften ihr Verdienst dadurch erhalten, daß sie andern unmittelbar angenehm sind, ohne eine Beziehung auf das allgemeine Beste; so werden auch einige deshalb tugendhaft genannt, weil sie der Person, die sie hat, unmittelbar angenehm sind. Jede Leidenschaft und jede Wirkung der Seele hat ein eigenthümliches Gefühl, das entweder angenehm oder unangenehm ist. Das erste ist tugendhaft, das zweite lasterhaft. Dieses eigenthümliche Gefühl macht die wahre Natur der Leidenschaft aus; und bedarf daher keiner weitern Erklärung.

Allein ob nun gleich! der Unterschied zwischen Tugend und Laster, aus dem unmittelbaren Vergnügen oder Mißvergnügen geradezu zu fließen scheint, welches die einzelnen Eigenschaften in uns oder Andern verursachen; so ist doch leicht zu bemerken, daß er auch einem beträchtlichen Theile nach von dem so oft urgirten Princip der Sympathie abhängt. Wir geben einer Person unsern Beifall, die solche Eigenschaften besitzt, die ihr selbst unmittelbar angenehm sind; ob sie gleich fast keinem Menschen etwas nützen. Um dieses zu erklären, müssen wir die vorhergehenden Principien zu Hülfe nehmen.

So, um eine allgemeine Uebersicht dieser Hypothese zu geben, wird jede Eigenschaft des Gemüths tugendhaft genannt, welche bei ihrer bloßen Anschauung Vergnügen gewährt; so wie jede Eigenschaft, die, sobald man sie sich vorstellt, Unlust gewährt,

gewährt, Laster heisst. Diese Lust und diese Unlust kann aus vier verschiedenen Quellen entstehen. Denn wir empfinden Lust bei der Vorstellung eines Charakters, der von Natur geschickt ist, Andern oder der Person, die ihn besitzt, selbst nützlich zu seyn, oder der für Andre oder die Person selbst angenehm ist. Vielleicht wird man sich wundern, dass wir unter allen diesen Vortheilen und Vergnügungen unser eignes Selbst vergeffen, an dem uns doch bei jeder andern Gelegenheit so viel gelegen war. Allein man wird sich bald über diesen Punkt zufrieden geben, wenn man erwägt, dass, da einer jeden einzelnen Person Vergnügen und Vortheil so verschieden ist, es unmöglich ist, dass die Menschen je in ihren Empfindungen und Urtheilen einig werden können, wenn sie nicht einen gewissen allgemeinen Gesichtspunkt wählen, aus welchem sie sämtlich ihr Objekt ansehen, und welcher verursacht, dass es ihnen allen in einerlei Gestalt erscheint. Nun ist bei der Beurtheilung eines Charakters der einzige Vortheil oder das einzige Vergnügen, das jeder einzelnen Person als eben dasselbe vorkommen muss, um dasjenige, welches in der Person selbst sich findet, die geprüft wird; oder dasjenige, welches in denen Personen ist, die mit ihr in Verknüpfung stehen. Und obgleich dergleichen Vortheile und Vergnügungen uns nicht so stark afficiren, als unfre eignen; so sind sie doch dafür auch weit anhaltender und allgemeiner, und halten daher selbst im praktischen Leben den letztern das Gleichgewicht, und

und gelten in der Spekulation allein für den richtigen Maassstab der Tugend und der Moralität. Sie allein bringen dasjenige ganz eigenthümliche Gefühl oder die Empfindung hervor, wovon der moralische Unterschied abhängt.

Was den guten oder bösen Lohn der Tugend oder des Lasters anbetrifft, so ist er offenbar eine Folge der Empfindungen des Vergnügens oder Missvergnügens. Diese Empfindungen erzeugen Liebe oder Haß; und Liebe oder Haß sind nach der ursprünglichen Einrichtung der menschlichen Leidenschaften mit Wohlwollen oder Uebelwollen verknüpft; das heisst, mit einem Verlangen die Person, welche wir lieben, glücklich, und die Person, welche wir hassen, unglücklich zu machen. Wir haben hiervon bei einer andern Gelegenheit weitläuftiger gehandelt.

Zweiter Abschnitt.

Von der Grösse der Seele.

Nunmehr ist es Zeit, dieses allgemeine System der Sittenlehre durch Anwendung desselben auf einzelne Beispiele von Tugenden und Lastern zu erläutern, und zu zeigen, wie ihr Verdienst oder ihre Schuld aus den vier hier angegebenen Quellen entsteht. Wir wollen mit der Prüfung der Leidenschaften des Stolzes und der Demuth den Anfang machen, und wollen erwägen,
was

was sie für Laster nach sich ziehen, wenn sie übertrieben sind, und was für Tugenden entspringen, wenn sie in den gehörigen Schranken bleiben. Ein übertriebener Stolz oder eine zu übermüthige Meinung von sich selbst wird jederzeit für fehlerhaft gehalten, und wird allgemein gehafst; so wie Bescheidenheit, oder ein gehöriges Gefühl unfreier Schwäche für tugendhaft geachtet wird, und das Wohlwollen eines jeden nach sich zieht. Dieses gehört unter den vier Quellen der moralischen Unterscheidungen der dritten zu, nemlich der unmittelbaren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, welche Andere bei einer Eigenschaft empfinden, ohne daß sie weiter über eine Beziehung dieser Eigenschaft reflektiren.

Um dieses zu beweisen, müssen wir zweier Principien gedenken, die sehr sichtbar in der menschlichen Natur sind. Das erste davon ist die Sympathie und die Mittheilung der Empfindungen und Leidenschaften, welche schon oben erwähnt ist. Die Harmonie der menschlichen Seelen ist so eng und innig, daß mich ein Mensch, sobald er sich mir nähert, mit allen seinen Meinungen erfüllt, und mein Urtheil mehr oder weniger auf seine Seite zieht. Und obgleich meine Sympathie mit ihm, bei vielen Gelegenheiten nicht so stark ist, daß dadurch meine Gefinnungen und meine Art zu denken ganz und gar geändert wird; so ist sie doch selten so schwach, daß sie nicht den noch unbefestigten und leichten Gang meiner Gedanken stören und derjenigen Meinung

nung einiges Gewicht geben sollte, welche mir sein Beifall und seine Billigung empfiehlt. Und es kömmt dabei gar nicht darauf an, auf welchen Gegenstand er und ich unsre Gedanken anwenden. Wir mögen über eine gleichgültige Person oder über meinen eignen Charakter urtheilen, meine Sympathie giebt seiner Entscheidung immer gleiche Kraft: und selbst seine Meinungen von seinem eignen Verdienst machen, das ich ihn in demselben Lichte sehe, in welchem er sich selbst betrachtet.

Dieses Princip der Sympathie ist von so mächtiger und einnehmender Natur, das es an den mehresten unsrer Empfindungen und Leidenschaften Theil hat, und das es sogar oft da wirkt, wo gerade das Gegentheil statt zu haben scheint. Denn es ist merkwürdig, das wenn sich mir ein Mensch in einem Stücke widersetzt, worauf ich sehr viel halte und meine Leidenschaft durch seinen Widerspruch reizt, das ich alsdann schon allemal einen Grad von Sympathie mit ihm habe, und das meine Gemüthsbewegung aus keiner andern Quelle kömmt. Wir bemerken hier einen offenbaren Streit oder ein Gegeneinanderstoßen einander entgegengesetzter Principien und Leidenschaften. Auf der einen Seite ist diejenige Leidenschaft oder Empfindung, die mir natürlich ist; und es ist zu merken, das je strenger diese Leidenschaft ist, desto gröfser ist die Gemüthsbewegung. Es mus also eine Leidenschaft oder Bewegung auf der andern Seite seyn; und diese Leidenschaft kann nirgends herrühren, als von
 der

der Sympathie. Die Empfindungen anderer können uns nie afficiren, auſer wenn ſie gewiffermaßen unfre eignen werden; in welchem Falle ſie durch Widerſtrebung oder Erhöhung unfre Leidenschaften eben ſo auf uns wirken, als wenn ſie aus unſerer eignen Gemüthsbeſchaffenheit und Natur urſprünglich entſtanden wären. So lange ſie in den Gemüthern von andern verborgen liegen, können ſie keinen Einfluß auf uns haben: und ſelbſt wenn ſie uns bekannt geworden ſind, und nicht weiter als in unfre Phantafie oder zu unſerm Verſtande gelangen; ſo ſind dieſe Vermögen ſo fehr an Objekte jeder verſchiedenen Art gewöhnt, daß ein bloßer Begriff, wenn er auch gleich unſern Empfindungen und Neigungen entgegen iſt, uns allein genommen nie afficiren würde.

Das zweite Princip, deſſen ich erwähnen will, iſt die Vergleichung oder die Abänderung unfre Urtheile über Objekte nach dem Verhältniſſe, in welchem ſie mit denen ſtehen, mit welchen wir ſie vergleichen. Wir urtheilen über die Dinge mehr nach Vergleichung als nach ihrem innern Werth und ihrer abſoluten Würde; und ſehen jedes Ding für geringer an, ſobald es einem andern Dinge von eben der Art, das höher iſt, entgegengeſetzt wird. Aber keine Vergleichung fällt öfter vor, als die mit uns ſelbſt; und daher findet ſie ſich auch bei jeder Gelegenheit und vermiſcht ſich mit den mehreſten unfre Leidenschaften. Dieſe Art von Vergleichung ſteht in ihrer Wirkung der Sympathie

Vo
 pathie
 handl
 heit
 „gleich
 „ander
 „pfind
 „jenig
 „zu ur
 „stellu
 „natür
 „hervor
 „Seine
 „nehm
 „Glück
 „gnüge
 D
 Verglei
 wird es
 was ſie
 heit der
 ſen, den
 Obergew
 vollkomm
 wollte ge
 davon ge
 ſtand der
 ausgeſetzt
 griff ſo ſta
 mit ich me
 *) S. B.

pathie gerade entgegen, wie wir schon in der Abhandlung über das Mitleiden und die Bösheit bemerkt haben *). „In allen Arten der Vergleichung macht ein Objekt, das wir von einem andern, mit dem es vergleichen wird, eine Empfindung bekommen, die das Widerspiel von derjenigen ist, welche entsteht, wenn wir es geradezu und unmittelbar betrachten. Die direkte Vorstellung von eines Andern Vergnügen gewährt uns natürlicherweise Lust, und also bringt sie Unlust hervor, wenn sie mit unserm eignen verglichen wird. Seine Unlust, an sich betrachtet, ist uns unangenehm; aber sie vermehrt den Begriff unsrer eignen Glückseligkeit, und deshalb gewährt sie uns Vergnügen.“

Da also diese Principien der Sympathie und der Vergleichung mit uns einander widerstreiten, so wird es indessen der Mühe werth seyn, zu erwägen, was sich aufser der besondern Gemüthsbeschaffenheit der Person für allgemeine Regeln festsetzen lassen, dem einen oder dem andern jener Principien die Obergewalt zu verschaffen. Gesetzt ich wäre in vollkommner Sicherheit auf dem festen Lande, und wollte gern einiges Vergnügen von der Vorstellung davon genießen: so müßte ich an den elenden Zustand derer denken, die auf der See einem Sturme ausgesetzt sind, und müßte mich bemühen diesen Begriff so stark und lebhaft, als möglich zu machen, damit ich meine eigne Glückseligkeit um dieses Kontrasts willen

*) S. B. II. Th. 2. Abschn. 8.

willen desto stärker fühlen möchte. Aber was ich mir hierbei auch immer für Mühe geben mag, so wird die Vergleichung nie eine so große Gewalt haben, als wenn ich wirklich an dem Ufer bin *), und in der Ferne ein Schiff sehe, das mit einem Sturme kämpft und jeden Augenblick in Gefahr ist, an einem Felsen zerschmettert zu werden, oder an einer Sandbank zu scheitern. Aber man setze, dieser Begriff werde noch lebhafter. Man stelle sich vor, das Schiff werde so nahe an mich heran getrieben, daß ich deutlich das Schrecken wahrnehmen kann, das sich auf den Gesichtern der Schiffer und der Reisenden abbildet, daß ich ihr klägliches Schreien höre, sehe, wie die zärtlichsten Freunde sich das letzte Lebewohl sagen, oder sich umfassen, mit dem Entschlusse, Arm in Arm umzukommen. Kein Mensch hat ein so fühlloses Herz, daß er bei einem solchen Anblicke Vergnügen empfinden, oder den Bewegungen des zärtlichsten Mitleidens und der rührendsten Sympathie widerstehen könnte. Es giebt also offenbar in diesem Falle eine gewisse Mittelstrafe; und es ist augenscheinlich, daß, wenn die Vorstellung zu schwach ist, die Vergleichung derselben keinen Einfluß hat; und daß sie auf der

ändern

*) *Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem.
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas
Sed quibus ipso malis careas quia cernere suav' est.*

LUCRET.

*) S. B.
Dritter Ea

andern Seite, wenn sie zu stark ist, gänzlich durch Sympathie auf uns wirkt, die der Vergleichung entgegen ist. Da die Sympathie darin besteht, daß ein Begriff in eine Impression verwandelt wird, so erfordert sie eine grössere Stärke und Lebhaftigkeit von dem Begriffe, als zur Vergleichung erfordert wird.

Alles dieses läßt sich leicht auf die gegenwärtige Materie anwenden. Wir kommen uns in unsern eignen Augen in der Gegenwart eines grossen Mannes oder eines Menschen von einem erhabneren Geiste sehr klein vor; und diese Demuth macht einen ansehnlichen Bestandtheil von derjenigen Ehrfurcht aus, die wir nach unserm *) vorhergehenden Raisonement über diese Leidenschaft unsern Obern erweisen. Bisweilen entsteht sogar Neid und Haß aus der Vergleichung; bei dem grössten Theile der Menschen aber bleibt es bei Ehrfurcht und Achtung. Da die Sympathie einen so starken Einfluß auf das menschliche Gemüth hat, so macht sie, daß Stolz gewissermassen dieselbige Wirkung hat, als Verdienst; und indem sie uns in solche hohe Empfindungen versetzt, als der stolze Mann von sich hat, so bringt sie diejenige Vergleichung zu wege, die so kränkend und unangenehm ist. Unser Verstand stimmt seiner schmeichelhaften Meinung, in der er sich selbst so sehr gefällt, nicht gänzlich bei; aber doch wird er so erschüttert, daß er denselben

Be-

*) S. B. II. Th. 2. Abschn. 10.

Begriff, in welchem sich jener darstellt, aufnimmt, und das er ihm einen Einfluss über die schwankenden Vorstellungen der Phantasie verstatet. Ein Mensch, der sich in einer müßigen Stunde einen Begriff von einer Person formirt, die ihn an Verdienst weit übertrifft, würde an dieser Erdichtung nichts Anstößiges oder Demüthigendes finden: Wenn aber ein Mensch, von dem wir wirklich glauben, das er tief unter uns steht, vor uns steht; wenn wir an ihm einen außerordentlichen Grad von Stolz und Eigendünkel bemerken; so bemächtigt sich die feste Ueberredung, die er von seinem eignen Verdienste hat, der Einbildungskraft, und erniedriget uns auf eben die Art in unsern eignen Augen, als wenn er wirklich alle die großen Vorzüge besäße, die er sich selbst so freigebig ertheilt. Unser Begriff hält hier gerade die Mitte, welche nöthig ist, wenn er auf uns durch Vergleichung wirken soll. Wäre er mit Glauben verknüpft, und käme es uns wirklich so vor, als ob die Person das Verdienst hätte, welches sie sich anmaßt, so würde er gerade eine entgegengesetzte Wirkung haben und durch Sympathie auf uns wirken. Der Einfluss dieses Principis würde sodann stärker seyn als des Principis der Vergleichung, und das Princip würde demjenigen entgegengesetzt seyn, das entsteht, wenn das Verdienst der Person unter seinen Anmaßungen zu seyn scheint.

Die nothwendige Folge dieser Principien ist, das der Stolz oder eine übertriebene Meinung von uns selbst lasterhaft seyn muß; weil er in allen Men-

schen

Vo
sehen
zu ein
ist ein
und sel
das es
den mi
das di
weil m
sich na
Lieben
bei dem
Gesell
Neigun
wissen
ganzen
und ver
schaft a
Verglei
kung n
gen, w
von sich
stellen, z
Nahrung
wahren
schon in
bedarf je
ein Thor
sehen, d
sich imme
stand betr

schen Unlust verursacht und sie jeden Augenblick zu einer unangenehmen Vergleichung zwingt. Es ist eine abgenutzte Anmerkung in der Philosophie und selbst im gemeinen Leben und im Umgange, daß es unser eigener Stolz ist, der uns so unzufrieden mit dem Stolze eines andern Volks macht; und daß die Eitelkeit uns nur deshalb unerträglich wird, weil wir selbst eitel sind. Die Fröhlichen gefallen sich natürlicherweise zu den Fröhlichen; und die Liebenden zu den Liebenden: Aber der Stolze kann bei dem Stolzen nicht ausdauren; er sucht lieber die Gesellschaft derer, die eine ganz entgegengesetzte Neigung haben. Da wir allesammt in einem gewissen Grade stolz sind, so wird der Stolz von dem ganzen menschlichen Geschlechte allgemein getadelt und verdammt; weil er seiner Natur nach die Eigenschaft an sich hat, daß er in Andern vermittelt der Vergleichung Unlust verursacht. Und diese Wirkung muß um so natürlicher erfolgen, da diejenigen, welche eine so übelgegründete Vorstellung von sich selbst haben, stets solche Vergleichungen anstellen, und auf keine andre Art ihrer Eitelkeit Nahrung verschaffen können. Ein Mensch von wahrem Verstande und von realen Verdiensten hat schon in sich selbst eine Quelle des Vergnügens und bedarf jener Vergleichungen mit Andern nicht; aber ein Thor muß sich allenthalben nach Menschen umsehen, die noch thörichter sind als er, damit er sich immer, wenn er seine Talente und seinen Verstand betrachtet, in guter Laune erhält.

Aber obgleich eine übertriebene Meinung von unsern eignen Verdienften fehlerhaft und unangenehm ist, so kann doch nichts lobenswerther seyn, als einen Werth in uns selbst zu setzen, wenn wir wirklich Eigenschaften besitzen, die einen Werth haben. Der Nutzen und Vortheil, den eine Eigenschaft für uns hat, ist eben sowohl eine Quelle der Tugend, als ihre Annehmlichkeit für Andere; und es ist gewiss, daß es zur Regulirung unsers Lebens nichts Nützlicheres giebt, als einen gehörigen Grad Stolz, der uns unsern eignen Werth fühlen läßt, und uns eine gewisse Zuversicht und Vertrauen zu allen unsern Entwürfen und Unternehmungen einflößt. Es mag einer mit Fähigkeiten ausgerüstet seyn, mit welchen er will, wenn er nicht mit denselben bekannt ist, und keine Plane macht, die ihnen angemessen sind, so sind sie völlig unnütz für ihn. Wir müssen bei allen Gelegenheiten nothwendig unfre eignen Kräfte kennen; und wenn es erlaubt wäre, auf eine von beiden Seiten auszuschweifen, so würde es doch vortheilhafter seyn, unser Verdienst zu hoch anzuschlagen, als sich Vorstellungen davon zu machen, die weit unter ihr richtiges Maass fallen. Das Glück begünstiget gemeinlich kühne und unternehmende Köpfe; und nichts flößt uns mehr Muth und Kühnheit ein, als eine gute Meinung von uns selbst.

Hierbei bedenke man noch, daß wenn auch der Stolz, oder das Selbstlob bisweilen Andern unangenehm wird, es doch uns allemal angenehm ist; so wie auf der andern Seite die Bescheidenheit,

ob sie gleich jedem, der sie bemerkt, Vergnügen gewährt, oft in der Person selbst, die damit begabt ist, Mißvergnügen erweckt. Nun ist bemerkt worden, daß unsre eignen Empfindungen das Laster und die Tugend in einer Eigenschaft eben sowohl bestimmen, als diejenigen Empfindungen, die sie bei Andern verursachen.

Also wird Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit in einem Charakter nicht nur verzeihlich, sondern sogar nothwendig für ihn seyn. Indessen ist doch so viel gewiß, daß die gute Lebensart und die Artigkeit es erfordert, daß wir alle Zeichen und Aeußerungen, welche geradezu diese Leidenschaft predigen, vermeiden müssen. Wir haben alle mit einander eine erstaunende Partheilichkeit für uns selbst, und wollten wir immer unsern Empfindungen in diesem Stücke folgen, so würden wir jeder in dem Andern den allergrößten Unwillen verursachen, nicht nur dadurch, daß wir jedem stets einen so unangenehmen Gegenstand zur Vergleichung vorhielten, sondern auch durch den beständigen Widerstreit unsrer Urtheile. So wie wir also die Gesetze der Natur festsetzen, um das Eigenthum zu sichern und die Eingriffe des Eigennutzes abzuhalten; so setzen wir auch die Regeln der guten Lebensart fest, um die Kollisionen des menschlichen Stolzes zu verhindern, und den Umgang angenehm zu machen und ihm das Beleidigende zu benehmen. Nichts ist unangenehmer als ein Mensch, der eine allzuübertriebene Meinung von sich blicken läßt:

den-

dennoch hat ein jeder Mensch einen starken Hang zu diesem Fehler. Kein Mensch kann mit Sicherheit in sich selbst den Unterschied angeben, wo sein Stolz Tugend ist und wo er Fehler oder Laster wird, oder niemand kann gewiß seyn, daß seine Achtung gegen sein eignes Verdienst gehörig gegründet ist. Aus diesem Grunde werden alle direkten Ausdrücke dieser Leidenschaft verworfen; und wir machen auch bei Männern von großem Verstande und Verdienst keine Ausnahme von dieser Regel. Man räumt ihnen so wenig als andern Leuten ein, daß sie sich durch ihre Erzählungen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen dürfen; und wenn sie auch gleich, bei der Erzählung ihrer Verdienste, einige Zurückhaltung oder geheime Zweifel blicken lassen, so trauet man ihnen doch nicht ganz. Jene angeerbte und ganz allgemeine Neigung der Menschen, ihren eignen Werth höher anzuschlagen, hat uns ein so festes Vorurtheil gegen alles Selbstlob beigebracht, daß wir es nach einer allgemeinen Regel, wir mögen es antreffen, wo wir wollen, verworfen; und es geschieht allemal mit einiger Schwierigkeit, daß wir es großen Männern selbst in ihren geheimsten Gedanken, durch ein Privilegium erlauben. Wenigstens muß man gestehen, daß einige Verstellung in diesem Stücke allemal absolut nöthig ist; und daß, wenn wir in unsern Herzen Stolz beherbergen, wir doch eine schöne Außenseite annehmen, und bei allem unserm Betragen und Benehmen den Schein von Bescheidenheit und

und gegenseitiger Hochachtung annehmen müssen. Wir müssen bei jeder Gelegenheit Luft beweisen, Andern den Vorzug vor uns einzuräumen; sie mit einer Art von Ehrerbietung zu behandeln, wenn sie auch nur unsers gleichen sind; immer der niedrigste und letzte in der Gesellschaft scheinen, wenn wir nicht sehr weit über die übrigen hervorragen: Und wenn wir in unserm Betragen diese Regeln beobachten, so werden die Menschen mehr Nachsicht mit unsern geheimen Gesinnungen haben, wenn wir sie uns auf eine verblühte Art merken lassen.

Ich glaube, niemand, der die Welt einigermaßen kennt, und in die innern Gesinnungen der Menschen eingedrungen ist, wird behaupten, daß die Demuth, welche die gute Lebensart und der Wohlstand von uns fodert, über die Außenseite hinausgeht, oder daß eine durchgängige Aufrichtigkeit in diesem Stücke für einen reellen Theil unserer Schuldigkeit gehalten werden müsse. Im Gegentheil wird man bemerken, daß ein ächter und guter Stolz oder Selbstschätzung, wenn sie gehörig verborgen ist und guten Grund hat, ein wesentliches Stück von dem Charakter eines Mannes von Ehre ist, und daß keine Eigenschaft des Gemüths unnachlässlicher gefodert wird, wenn sich ein Charakter die Achtung und den Beifall der Menschen erwerben will. Es giebt einige Zeichen der Achtung, und gegenseitige Höflichkeiten, welche die Gewohnheit nach dem verschiedenen Range der Menschen unter einander erfordert; und wer in die-

diesem Stücke zuweit geht, den beschuldiget man, wenn es aus Eigennutz geschieht, der Niederträchtigkeit; geschieht es aus Unwissenheit, der Einfalt. Es ist also nothwendig, das wir den Rang und die Stelle, die wir in der Welt behaupten, kennen, sie mag nun durch unfre Geburt oder durch Glück, Amt, Talente und Ruhm bestimmt seyn. Es ist nöthig, das wir die Empfindung und Leidenschaft des Stolzes fühlen, die jenen Verhältnissen gemäß ist, um unfre Handlungen darnach zu ordnen. Und wenn man sagen sollte, das die Klugheit schon hinreichte unfre Handlungen in diesem Stücke zu ordnen, ohne das ein realer Stolz dazu nöthig wäre, so würde ich erwiedern, das das Objekt der Klugheit eben darin besteht, unfre Handlungen dem gemeinen Gebrauch und der Gewohnheit gemäß einzurichten, und das dergleichen stillschweigende Bekenntnisse der Superiorität unmöglich würden haben eingeführt und durch Gewohnheit bevollmächtigt werden können, wenn nicht die Menschen überhaupt stolz wären, und wenn nicht diese Leidenschaft, sobald sie einen guten Grund hat, allgemein gebilliget würde.

Wenn wir uns von dem gemeinen Leben zur Geschichte wenden, so erhalten diese Schlüsse neue Kraft, da wir bemerken, das alle diejenigen Handlungen und Empfindungen, welche die Bewunderung des menschlichen Geschlechts auf sich gezogen haben, sich auf nichts anders als auf Stolz und Selbstschätzung gründen. Geht, sagt Alexander
der

der Grofse zu seinen Soldaten, als sie sich weigerten ihm nach Indien zu folgen, Geht und erzählt euren Landsleuten, dafs ihr Alexandern verliefst, als er eben die Eroberung der Welt vollendete. Diese Stelle bewunderte, wie uns St. Evremond erzählt, vorzüglich der Prinz Condé allemal. „Alexander, sagte dieser Prinz, verlassen von seinen Soldaten, mitten unter Barbaren, die noch nicht völlig bezwungen waren, fühlte in sich selbst eine solche Würde, ein solches Recht zum Regieren, dafs er es sich gar nicht als möglich vorstellen konnte, dafs sich jemand weigern würde, ihm zu gehorchen. In Europa oder in Asien; unter den Griechen oder unter den Persern; alles war ihm einerlei: Wo er Menschen fand, da glaubte er auch Unterthanen gefunden zu haben.“

Ueberhaupt können wir bemerken, dafs alles, was man Heldentugenden nennt, und was man unter dem Charakter von Gröfse und Erhabenheit der Seele bewundert, nichts ist, als entweder ein fester und wohlgegründeter Stolz oder Selbstachtung, oder dafs der Grund davon doch allemal sehr viel von dieser Leidenschaft enthält. Muth, Unerfrockenheit, Ehrbegierde, Liebe zum Ruhm, Grofsmuth und alle die übrigen glänzenden Tugenden dieser Art haben offenbar eine starke Mischung von Selbstachtung in sich und erhalten einen grossen Theil ihres Verdienstes aus dieser Quelle. Daher finden wir auch, dafs viele religiöse Deklamatoren diese

diese Tugenden als bloß heidnisch und naturalistisch verschreien, und uns den Vorzug der christlichen Religion anpreisen, welche die Demuth unter die Tugenden erhebe, und das Urtheil der Welt, ja selbst der Philosophen verbessere, welche so allgemein die Wirkungen des Stolzes und des Ehrgeizes bewundern. Ob diese Tugend der Demuth richtig verstanden sey, will ich mir nicht anmaßen zu bestimmen. Ich bin zufrieden, wenn man nur zugiebt, daß die Welt natürlicherweise einen wohlgeordneten Stolz, der insgeheim unsern Muth belebt, ohne in solche unziemliche Ausbrüche der Eitelkeit auszuarten, welche die Eitelkeit Anderer beleidigen, allgemein achtet.

Das Verdienst des Stolzes oder der Selbstschätzung rührt von zwei Umständen her: nemlich von ihrer Nützlichkeit und von ihrer Annehmlichkeit für uns; wodurch sie uns zu Geschäften fähig macht, und uns zu gleicher Zeit ein unmittelbares Vergnügen gewährt. Sobald der Stolz seine gehörigen Grenzen überschreitet, so verliert er den ersten Vortheil und wird sogar nachtheilig; und dieses ist der Grund, weshalb wir einen ausschweifenden Stolz und Ehrgeiz verdammen, wenn er gleich durch den Wohlstand einer guten Erziehung und durch seine Sitten in Ordnung gehalten wird. Allein da eine solche Leidenschaft immer noch angenehm ist, und der Person, welche davon bewegt wird, eine erhöhte und erhabene Empfindung giebt, so benimmt die Sympathie mit dem Vergnügen dem Tadel sehr viel,

viel, der natürlicherweife mit dem gefährlichen Einfluffe auf unfern Charakter und unfre Handlungsweife verbunden ift. Diefem gemäß werden wir bemerken, daß ein übertriebener Muth oder Großmuth, befonders wenn fie fich unter einem widrigen Schickfale zeigt, fehr viel zum Charakter eines Helden beiträgt, und einen Menschen der Nachwelt als ein Objekt der Bewunderung darftellt; wenn auch zu gleicher Zeit jene Leidenschaft fein Glück zerftört, und ihn in Gefahren und Schwierigkeiten führt, denen er fonft nie würde ausgesetzt gewesen feyn.

Heldenmuth oder militäriſcher Ruhm wird von dem größten Theile der Menſchen fehr bewundert. Sie ſehen ihn als die erhabenſte Art des Verdienſtes an. Menſchen von kaltem Nachdenken ſind indessen nicht ſo freigebig mit ihren Lobſprüchen dieſer Tugend. Die unendlichen Verwirrungen und Unordnungen, die er von je her in der Welt verurſacht hat, verringern ſein Verdienſt in ihren Augen gar fehr. Wenn ſie die gemeinen Begriffe über dieſe Sache widerlegen wollen, ſo ſchildern ſie die Uebel, welche dieſe vermeinte Tugend in der menſchlichen Geſellſchaft hervorgebracht hat; die Umſtürzung der Reiche, die Verwüſtung der Länder, die Plünderung der Städte. So lange dieſe uns gegenwärtig ſind, ſind wir mehr geneigt den Ehrgeitz der Helden zu haſſen, als ihn zu bewundern. Aber ſobald wir unfern Blick wieder auf die Perſon ſelbſt heften, die der Urheber alles dieſes

Un-

Unglücks ist, so ist so etwas Blendendes in seinem Charakter, die bloße Anschauung erhebt die Seele so, daß wir ihm unsere Bewunderung unmöglich versagen können. Die Unlust, welche wir wegen seiner Eigenschaften, der Gesellschaft zu schaden, empfinden, wird durch eine viel stärkere und unmittelbare Sympathie überwältigt.

So dient also unsere Erklärung des Verdienstes oder der Schuld, die mit den verschiedenen Graden des Stolzes oder der Selbstachtung verknüpft ist, zum starken Beweise für die vorhergehende Hypothese, indem sie die Wirkungen jener eben erläuterten Principien in allen den mannichfaltigen Abänderungen unserer Urtheile über jene Leidenschaft zeigt. Und dieses Raisonnement wird uns nicht nur dadurch nützlich seyn, daß es uns zeigt, wie der Unterschied zwischen Tugend und Laster aus den vier Quellen, dem Vortheil und dem Vergnügen, den sie der Person selbst und Andern gewährt, entspringt: sondern es wird uns auch zu einem starken Beweise für einige untergeordneten Theile dieser Hypothese dienen.

Kein Mensch, der diese Materie gehörig untersucht, wird Bedenken tragen, zuzugeben, daß eine Aeufserung einer schlechten Lebensart, oder ein Ausdruck des Stolzes und des hohen Selbstgefühls, uns bloß deswegen mißfällt, weil es unsern eignen Stolz beleidiget, und uns vermittelt der Sympathie auf eine Vergleichung bringt, welche die unangenehme Leidenschaft der Demuth hervorbringt.

Da

Von

Da nun

son geta

gen uns

me uns

daß un

herrühre

ein solc

mißfalle

mit eine

umgeht,

Wir symp

ihrer Un

einer Sy

verhöhn

knüpfung

das demj

te *) erw

Von d

Nachd

bes und B

knüpft ist,

groß ge

klärung vo

her ihr Ve

*) S. B. II

Da nun eine Sottise dieser Art selbst bei einer Person getadelt wird, die sonst jederzeit recht artig gegen uns gewesen ist; ja selbst bei einem, dessen Name uns bloß aus der Geschichte bekannt ist; so folgt, daß unser Tadel von einer Sympathie mit Andern herrühren müsse, und von der Betrachtung, daß ein solcher Charakter allgemein im hohen Grade mißfallen und jedermann verhaßt seyn müsse, der mit einer Person, die diese Eigenschaft an sich hat, umgeht, oder sonst mit ihr einige Verbindung hat. Wir sympathisiren mit diesen Leuten in Ansehung ihrer Unlust; und da ihre Unlust zum Theil von einer Sympathie mit der Person herrührt, die sie verhöhnt, so bemerken wir hier eine doppelte Verknüpfung der Sympathie; und dieses ist ein Princip, das demjenigen, welches wir an einem andern Orte *) erwähnt haben, sehr ähnlich ist.

Dritter Abschnitt.

Von der Güte und dem Wohlwollen.

Nachdem ich nun den Ursprung desjenigen Lobes und Beifalles erklärt habe, der mit allem verknüpft ist, was in den menschlichen Leidenschaften groß genannt wird; so will ich nunmehr eine Erklärung von der Güte geben, und zeigen, woher ihr Verdienst komme.

Wenn

*) S. B. II. Th. 2. Abschn. 5.

Wenn die Erfahrung uns einmal eine gehörige Bekanntschaft mit den menschlichen Angelegenheiten verschafft, und uns das Verhältniß gelehrt hat, in welchem sie zu der menschlichen Leidenschaft stehen, so werden wir gewahr, daß die Edelmuth der Menschen sehr eingeschränkt ist, und daß sie sich selten über ihre Freunde und Familie oder höchstens über ihr Vaterland erstreckt. Da wir die menschliche Natur so kennen, so erwarten wir keine Unmöglichkeiten von ihr; sondern schränken unsere Beobachtung eines Menschen auf denjenigen engen Kreis ein, in welchem er lebt und webt, um unser Urtheil über seinen moralischen Charakter zu fällen. Wenn die natürliche Beschaffenheit seiner Leidenschaften ihn in seiner Sphäre brauchbar und nützlich macht, so loben wir seinen Charakter und lieben seine Person vermittelt einer Sympathie mit den Empfindungen derer, die in genauerer Verknüpfung mit ihm stehen. Wir sind sogleich genöthiget, unser eignes Interesse in unsern Urtheilen dieser Art bei Seite zu setzen, weil uns unaufhörlich in der Gesellschaft und im Umgange von solchen Personen widersprochen werden würde, die nicht mit uns in gleicher Lage sind, und nicht einerlei Interesse mit uns haben. Der einzige Gesichtspunkt, in welchem unsere Empfindungen mit den Empfindungen der übrigen harmoniren, ist, wenn wir die Beziehung einer Leidenschaft auf den Vortheil oder Nachtheil derer in Erwägung ziehen, welche in unmittelbarer Verknüpfung oder Umgang mit der Person stehen,

stehen, die sie besitzt. Und obgleich dieser Vortheil oder Nachtheil oft sehr weit von uns entfernt ist, so ist er uns doch bisweilen sehr nahe, und interessirt uns sehr stark durch Sympathie. Dieses Interesse dehnen wir sodann leicht auf andere ähnliche Fälle aus; und wenn diese sehr entfernt sind, so wird unfre Sympathie proportionirlich schwächer, und unser Lob oder Tadel lauer und zweifelhafter. Der Fall ist hier derselbe, wie in unsern Urtheilen über die äußern Körper. Alle Objekte scheinen durch ihre Entfernung zu verlieren: Aber obgleich die Erscheinung der Objekte von unsern Sinnen der ursprüngliche Maassstab ist, wornach wir über sie urtheilen, so sagen wir doch nicht, daß sie wirklich durch ihr Entferntseyn an Wahrheit verlieren, sondern wir verbessern den sinnlichen Eindruck durch Reflexion, und gelangen auf diese Art zu einem weit festeren und sicherern Urtheile über sie. Eben so ist es auch mit der Sympathie. Ob sie gleich an sich viel schwächer ist, als der Antheil an uns selbst, und eine Sympathie mit Personen, die von uns weit entfernt sind, noch viel schwächer, als eine Sympathie mit nahen und verbundenen Personen; so achten wir doch in unsern ruhigen Urtheilen über die Charaktere der Menschen gar nicht auf alle jene Unterschiede. Denn außer, daß sich unfre Lage selbst in diesem Stücke sehr oft verändert, treffen wir täglich Menschen an, die in einer von uns verschiedenen Lage sind, und welche nie nach vernünftigen Grundsätzen mit uns

umgehen könnten, wenn wir standhaft in der uns eigenthümlichen Lage und in unserm besondern individuellen Gesichtspunkte beharren wollten. Die Mittheilung der Empfindungen in Gesellschaft und im Umgange macht also, daß wir uns einen allgemeinen und unveränderlichen Maassstab machen, wornach wir die Charaktere und Sitten loben oder tadeln, billigen oder mißbilligen. Und obgleich das Herz an jenen allgemeinen Begriffen nicht immer Theil nimmt, oder sich in seiner Liebe und in seinem Hasse stets darnach richtet, so sind sie doch zur gemeinschaftlichen Beurtheilung hinreichend, und dienen zu allen unsern Zwecken in der Gesellschaft, auf der Kanzel, auf dem Theater und auf dem Katheder.

Aus diesen Grundsätzen läßt sich nun auch leicht das Verdienst erklären, welches man gewöhnlich dem Edelmuth, der Menschenliebe, dem Mitleiden, der Dankbarkeit, Freundschaft; Treue, dem Eifer, der Uneigennützigkeit, Freigebigkeit und allen den übrigen Eigenschaften beilegt, die einen guten und wohlwollenden Charakter bilden. Ein Hang zu den zärtlichen Leidenschaften macht einen Menschen in allen Theilen seines Lebens angenehm und nützlich, und giebt allen seinen übrigen Eigenschaften, die sonst der Gesellschaft nachtheilig werden können, eine gehörige Richtung. Muth und Ehrgeitz, wenn sie nicht durch Wohlwollen gemäfsiget sind, sind nur geschickt einen Tyrannen und öffentlichen

Vo
sehen
von ei
higkeit
sind an
gültig,
oder bi
andere
D
wird,
unmit
fes auch
Leiden
Theil
sich ein
Vorstell
rührt u
starken.
gen, w
nen nic
die Perf
dieses fo
Beifall in
Ausicht a
selbst oder
kömmt n
ohne wei
gut finder
Wenn ein
zärtlichen
der vollko
Dritter Ban

lichen Räuber zu machen. Eben dieses gilt auch von einem großen Verstande, ausgezeichneten Fähigkeiten und allen Eigenschaften dieser Art. Sie sind an sich für das Interesse der Gesellschaft gleichgültig, und können für das Menschengeschlecht gut oder böse werden, je nachdem sie durch diese oder andere Leidenschaften ihre Richtung erhalten.

Da die Liebe der Person, die von ihr bewegt wird, unmittelbar angenehm, und der Haß unmittelbar unangenehm ist; so kann dieses auch ein wichtiger Grund seyn, warum wir alle Leidenschaften rühmen, an welchen die erstere Theil hat, und alle diejenigen tadeln, wovon sich ein großer Theil des letztern findet. Die Vorstellung von einer zärtlichen Empfindung rührt uns gewiß eben so sehr als von einer starken. Die Thränen treten uns in die Augen, wenn wir sie uns vorstellen; und wir können nicht umhin uns eben der Zärtlichkeit gegen die Person zu überlassen, welche sie äußert. Alles dieses scheint mir ein Beweis zu seyn, daß unser Beifall in diesem Falle eine Quelle hat, die von der Aussicht auf Nutzen und Vortheil, es sey für uns selbst oder für Andere, ganz verschieden ist. Hierzu kommt noch, daß die Menschen schon von Natur ohne weiteres Nachdenken, denjenigen Charakter gut finden, der dem ihrigen am ähnlichsten ist. Wenn ein Mensch von sanfter Denkungsart und von zärtlichen Leidenschaften, sich einen Begriff von der vollkommensten Tugend entwirft, so bringt er

weit mehr Wohlwollen und Menschenliebe hinein, als ein kühner und unternehmender Mensch, der von Natur mehr auf eine gewisse Erhabenheit der Seele bei seiner Vorstellung von dem vollkommensten Charakter sieht. Dieses muß unstreitig von einer unmittelbaren Sympathie herrühren, welche Menschen mit den Charakteren haben, die ihren eignen ähnlich sind. Sie dringen mit weit mehr Wärme in solche Gefinnungen und Empfindungen ein, und fühlen das Vergnügen, welches daraus entsteht, weit inniger.

Es ist merkwürdig, daß einen Mann, der Menschenfreundlichkeit besitzt, nichts mehr rührt, als ein Beispiel von außerordentlicher Delikatesse in der Liebe oder Freundschaft, wo eine Person auf die kleinsten Angelegenheiten ihres Freundes aufmerksam ist, und bereit ist, ihnen seine eignen allergrößten Vortheile aufzuopfern. Dergleichen feine Züge haben wenig Einfluß auf die Gesellschaft; weil sie nur auf die größten Kleinigkeiten gehen: aber sie sind um so anziehender, je kleiner und unbedeutender die Theilnehmung zu seyn scheint, und sind ein Beweis von dem allerhöchsten Verdienst in einer Person, die ihrer fähig ist. Die Leidenschaften sind so ansteckend, daß sie mit der größten Leichtigkeit von einer Person in die andere übergehen, und harmonirende Bewegungen in den Herzen aller Menschen hervorbringen. Sobald sich die Freundschaft in außerordentlichen Beispielen hervorthut, so fühlt mein Herz die nämliche Leidenschaft,

schaft, und wird durch eben solche heisse Empfindungen erwärmt, als diejenigen sind, welche sich vor mir entwickeln. Solche angenehme Bewegungen des Herzens müßten mir eine Liebe zu jedem beibringen, der sie in mir erweckt. Dieses ist der Fall mit allem, was einer Person angenehm ist. Der Uebergang von dem Vergnügen zur Liebe ist leicht: Aber der Uebergang muß hier noch leichter seyn; da die angenehme Empfindung, welche durch Sympathie erweckt wird, die Liebe selber ist; und da nichts als nur die Veränderung des Objekts nöthig ist.

Daher rührt das besondere Verdienst des Wohlwollens in allen feinen Gestalten und Erscheinungen. Daher sind selbst dessen Schwächen tugendhaft und liebenswürdig; und ein Mensch, dessen Schmerz über den Verlust eines Freundes übertrieben wäre, würde doch um deswillen geachtet werden. Seine Zärtlichkeit giebt seiner Melancholie einen Werth, wie es ein Vergnügen thut.

Wir dürfen uns indessen doch nicht einbilden, daß alle zornige Leidenschaften lasterhaft sind, ob sie gleich unangenehm seyn mögen. Man ist der menschlichen Natur in dieser Rücksicht eine gewisse Nachsicht schuldig. Zorn und Haß sind Leidenschaften, die unsrer Natur und Beschaffenheit fest anhangen. Der Mangel derselben ist sogar bei vielen Gelegenheiten ein Beweis von Schwäche und Schlaffheit. Und wenn sie sich blos in einem geringen Grade offenbaren, so entschuldigen wir sie nicht nur, weil sie natürlich sind; sondern geben ihnen

auch unsern Beifall, weil sie schwächer sind, als sie in dem größten Theile der Menschen wahrgenommen werden.

Wachsen diese zornigen Leidenschaften bis zur Grausamkeit an, so machen sie die verabscheuungswürdigsten aller Laster aus. Alles Mitleiden und Bedauern, das wir den Unglücklichen, welche die Opfer jenes Lasters sind, beweisen, bringt uns gegen die Person, die desselben schuldig ist, auf, und verursacht einen weit stärkern Haß, als wir sonst bei irgend einer Gelegenheit fähig sind.

Selbst wenn das Laster der Unmenschlichkeit nicht zu diesem äußersten Grade steigt, so haben doch unsere Reflexionen über die Leiden, welche daraus entstehen, einen sehr großen Einfluß auf unsere Empfindungen dabei. Und wir bemerken im Allgemeinen, daß, wenn wir eine Beschaffenheit in einer Person finden können, welche sie denen, die mit ihr leben und umgehen, lästig und verhasst macht, wir dieselbe jedesmal für einen Fehler und für etwas Tadelnswürdiges erkennen, ohne alle weitere Untersuchung. Und auf der andern Seite, wenn wir der guten Eigenschaften einer Person gedenken, so erwähnen wir allemal diejenigen Theile ihres Charakters, welche sie zu einem guten Gesellschafter, einem gefälligen Freunde, einem edeln Herrn, einem angenehmen Ehemanne, oder einem gütigen Vater machen. Wir betrachten den Menschen nach allen seinen Verhältnissen in der Gesellschaft; und lieben oder hassen ihn nach dem Maasse, als er diejenigen

jenigen afficirt, welche mit ihm in unmittelbarer Verbindung leben. Und es ist die allerzuverlässigste Regel, das, wenn eine Person so beschaffen ist, das kein einziges Verhältniß des Lebens sich findet, in welchem ich nicht mit ihr stehen möchte, ihr Charakter in so weit als vollkommen anerkannt werden muß. Wenn ihm nun in Beziehung auf sich selbst eben so wenig fehlt als in Beziehung auf Andere, so ist sein Charakter ganz vollkommen. Dieses ist der letzte und höchste Probierstein des Verdienstes und der Tugend.

Vierter Abschnitt.

Ueber die natürlichen Fähigkeiten.

Es ist in allen Systemen der Sittenlehre keine Unterscheidung gewöhnlicher, als die zwischen natürlichen Fähigkeiten und moralischen Tugenden; allwo die erstern eben so wie die körperlichen Gaben angesehen werden, als von denen man annimmt, das kein Verdienst oder moralischer Werth mit ihnen verknüpft ist. Wer die Sache genau erwägt, wird finden, das ein Streit hierüber ein bloßer Wortstreit seyn würde, und das diese Eigenschaften, ob sie gleich nicht gänzlich einerlei Art sind, dennoch in den wesentlichsten Stücken zusammenfallen. Sie sind beide Eigenschaften der Seele; und bringen beide Vergnügen hervor; und haben also auch beide eine Kraft, die

die Liebe und Achtung der Menschen zu erwerben. Es giebt wenig, die nicht eben so eiferfüchtig auf ihren Charakter in Ansehung des Verstandes und des Wissens sind, als in Ansehung der Ehre und des Muths; und noch weit mehr als in Ansehung der Enthaltfamkeit und Mäsigkeit. Die Menschen scheuen sich sogar für gutgeartet zu gelten; weil sie fürchten, es möchte dieses für ein Zeichen des Mangels am Verstande genommen werden: und oft rühmen sie sich mehrerer Ausschweifungen, als sie in der That begangen haben, um sich das Ansehen zu geben, als ob sie Feuer und Geist befäßen. Kurz, die Figur, die ein Mensch in der Welt spielt, die Aufnahme, die er in der Gesellschaft findet, die Achtung, die ihm seine Bekannten erweisen; alle diese Vortheile hängen meistens eben so sehr von seinem Mutterwitz und seiner Beurtheilungskraft ab, als von den übrigen Theilen seines Charakters. Ein Mann mag die besten Absichten in der Welt haben, er mag noch so entfernt von aller Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit seyn; so wird er sich doch nie viele Achtung verschaffen können, wenn er nicht wenigstens einen mittelmäßigen Theil von Naturgaben und Mutterwitz hat. Da also Naturgaben, wenn sie gleich unter den moralischen Tugenden stehen, doch ihren Ursachen und Wirkungen nach, mit den Eigenschaften, die wir moralische Tugenden nennen, gleich sind; warum sollten wir einen Unterschied zwischen ihnen machen?

Ob

Ob wir gleich den natürlichen Fähigkeiten den Namen der Tugenden versagen, so müssen wir doch zugeben, daß sie Liebe und Achtung der Menschen verschaffen; daß sie den übrigen Tugenden einen neuen Glanz geben; und daß ein Mensch, der damit versehen ist, unsre Gewogenheit und Dienstbeflissenheit weit eher auf sich zieht, als einer, der von ihnen gänzlich entblößt ist. Man kann in der That behaupten, daß das Gefühl der Billigung, welches dergleichen Eigenschaften hervorbringen, außer daß es niedriger ist, auch etwas verschiedenes von demjenigen hat, welches mit den übrigen Tugenden verknüpft ist. Aber dieses ist meiner Meinung nach kein hinreichender Grund, sie von dem Verzeichnisse der Tugenden auszuschließen. Jede Tugend, selbst Wohlwollen, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Rechtschaffenheit, erzeugt eine verschiedene Empfindung oder Gefühl in dem Zuschauer. Die Charaktere von Cäsar und Kato, so wie sie Sallust schildert, sind beide tugendhaft, im strengsten Sinne des Worts; aber auf eine ganz verschiedene Weise: und die Gefühle, welche sie verursachen, sind daher nicht gänzlich einerlei. Der eine bringt Liebe, der andere Achtung hervor: der eine ist lebenswürdig, der andere ehrwürdig. Wir könnten wünschen, einen Freund zu haben, der den einen Charakter befäße; auf den andern würden wir uns selbst etwas einbilden, wenn wir ihn befäßen. Eben so ist auch der Beifall, den wir den Naturgaben ertheilen, dem Gefühle nach etwas verschieden

schieden von demjenigen, der von andern Tugenden verurfacht wird, ohne jedoch eine ganz verschiedene Art auszumachen. Und in der That können wir auch leicht finden, daß die natürlichen Fähigkeiten eben so wenig als die andern Tugenden, alle einerlei Art von Billigung hervorbringen. Urtheilskraft und Genie erwecken Achtung; Witz und Laune Liebe *).

Diejenigen, welche den Unterschied zwischen Naturgaben und moralischen Tugenden, als wesentlich vorstellen, sagen, daß die erstern ganz unwillkührlich sind, und also kein Verdienst zur Seite haben, weil sie nicht von der Freiheit und dem freien Willen abhängen. Aber hierauf antworte ich erstlich, daß viele von denen Eigenschaften, welche alle Moralisten, und vorzüglich die Alten, unter dem Namen der moralischen Tugenden begriffen, eben so unwillkührlich und nothwendig sind,

*) Liebe und Achtung sind im Grunde dieselben Leidenschaften, und entstehen von gleichen Ursachen. Die Eigenschaften, welche sie hervorbringen, sind angenehm und erzeugen Lust. Aber wenn diese Lust feierlich und ernsthaft ist; oder wenn ihr Objekt groß ist und einen starken Eindruck macht; oder wenn sie einen gewissen Grad von Demuth und Ehrfurcht erzeugt: in allen diesen Fällen wird die Leidenschaft, welche aus dem Vergnügen entsteht, eigentlicher Achtung als Liebe genennt. Wohlwollen zieht beides nach sich: Aber die Liebe sticht doch in einem stärkern Grade hervor.

find, als die Eigenschaften der Urtheilskraft und der Imagination. Von dieser Art sind Standhaftigkeit, Tapferkeit, Großmuth; und mit einem Worte alle diejenigen Eigenschaften, welche den großen Mann ausmachen. Ich möchte fast dasselbige in einem gewissen Grade auch von den übrigen sagen; da es meistens der Seele ganz unmöglich ist, ihren Charakter in irgend einem beträchtlichen Stücke zu ändern, oder sich von einer leidenschaftlichen und launichten Gemüthsart zu befreien, wenn sie ihr einmal natürlich ist. In einem je höhern Grade diese tadelnswürdigen Eigenschaften im Gemüthe sind, desto lasterhafter wird der Mensch, und doch hängen diese Eigenschaften gar nicht von der Willkühr ab. Zweitens wünschte ich wohl einen Grund zu hören, warum Tugend und Laster nicht eben so unwillkührlich seyn sollen, als Schönheit und Häßlichkeit. Dieser moralische Unterschied entsteht bloß von dem natürlichen Unterschiede zwischen Lust und Unlust; und wenn diese Gefühle durch die allgemeine Betrachtung einer Eigenschaft oder eines Charakters in uns entstehen, so nennen wir sie lasterhaft oder tugendhaft. Nun glaube ich, daß niemand behaupten wird, eine Eigenschaft könne nie eine Lust oder Unlust in der Person, die sie betrachtet, hervorbringen, wenn sie nicht vollkommen willkührlich in der Person, die damit versehen ist, verursacht wird. Was drittens den freien Willen anbetrifft, so haben wir schon gezeigt, daß er in Ansehung der Handlungen

lungen so wenig statt findet, als in Ansehung der Eigenschaften der Menschen. Es ist keine richtige Folge, daß alles was willkürlich ist, auch frey seyn müsse. Unfre Handlungen sind weit willkürlicher, als unfre Urtheile; aber wir haben in den einen nicht mehr Freiheit, als in den andern.

Allein obgleich dieser Unterschied zwischen willkürlich und unwillkürlich nicht hinreichend ist, den Unterschied zwischen Naturgaben und moralischen Tugenden zu rechtfertigen, so wird uns doch der erste Unterschied einen sehr wahrscheinlichen Grund angeben, weshalb die Moralisten den letztern erfunden haben. Die Menschen haben bemerkt, daß obgleich die natürlichen Fähigkeiten und moralischen Eigenschaften überhaupt genommen einerlei sind, dennoch sich dieser Unterschied zwischen ihnen findet, daß die erstern größtentheils durch keine Kunst und Fleiß zu verändern sind; da hingegen die letztern, oder wenigstens die Handlungen, welche von ihnen herrühren, durch die Beweggründe von Belohnungen und Bestrafungen, Lob oder Tadel verändert werden können. Daher haben sich Gesetzgeber und Priester und Moralisten von je her vornemlich darauf gelegt, diese willkürlichen Handlungen zu ordnen, und sich Mühe gegeben, die Beweggründe zur Tugend in diesem Stücke zu verstärken. Sie wußten, daß es nur von geringer Wirkung seyn würde, einen Menschen für seine Thorheit zu bestrafen, oder ihn zu ermahnen klug und vernünftig zu seyn; obgleich dieselben Strafen
und

und Vermahnungen in Rücksicht auf die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von grossem Einflusse seyn können. Aber da die Menschen im gemeinen Leben und im Umgange dergleichen Zwecke nicht sonderlich zu ihrem Augenmerke machen, sondern von Natur alles loben oder tadeln, was ihnen gefällt oder mißfällt, so scheinen sie auf diesen Unterschied nicht sehr zu achten, sondern sehen die Klugheit eben so gut wie das Wohlwollen, die Vernunft nicht minder als die Gerechtigkeit für Tugenden an. Ja wir finden, daß alle Moralisten, deren Vernunft nicht schon durch eine zu ängstliche Anhänglichkeit an ein System eingenommen ist, denselben Weg zu denken, einschlagen; und daß die alten Moralisten insonderheit gar kein Bedenken dabei fanden, die Klugheit an die Spitze der Kardinaltugenden zu setzen. Es findet sich ein gewisses Gefühl der Achtung und des Beifalls, welches durch jede Seelenkraft, wenn sie in ihrer Grösse und Vollkommenheit da ist, erweckt werden kann; und dieses Gefühl zu erklären ist das Geschäft der Philosophen. Den Grammatikern kömmt es zu, zu untersuchen, welchen Eigenschaften der Name der Tugend gebührt; und sie werden nach einem Versuche wohl finden, daß dieses nicht eine so leichte Arbeit ist, als sie sich beim ersten Anblicke einbilden mögen.

Der hauptfächlichste Grund, weshalb Naturgaben geachtet werden, ist, weil sie die Kraft haben, der Person, welche sie besitzt, nützlich zu

wer-

werden. Es ist unmöglich irgend einen Plan mit Erfolg auszuführen, wenn er nicht mit Klugheit und Geschicklichkeit angefangen und betrieben wird, und die Güte unsrer Absichten ist allein nicht hinreichend, unsern Unternehmungen einen glücklichen Ausgang zu verschaffen. Die Menschen sind über die Thiere vornemlich durch die weit höhere Kraft ihrer Vernunft erhaben; und es sind ebenfalls die Grade dieses Vermögens, welche einen so unordentlichen Unterschied zwischen dem einen Menschen und den andern ausmachen. Alle Vortheile der Kunst sind wir der menschlichen Vernunft schuldig; und wenn das Glück nicht gar zu eigenfinnig ist, so muß der grösste Theil dieser Vortheile dem Klugen und Vernünftigen anheim fallen.

Wenn man fragt, ob ein schnelles oder langsames Fassungsvermögen mehr werth sey? ob einer, der gleich beim ersten Blick in die Materie eindringt, aber auf Nichts anhaltenden Fleiß wenden kann, oder ein entgegengesetzter Charakter vorzüglicher sey, der zu jeder Arbeit viel Anstrengung nöthig hat? ob ein heller Kopf, oder ein reicher Erfindungsgeist, ein tieffinniges Genie oder eine sichere Urtheilskraft; kurz, was für ein Charakter oder besondere Verstandesart vor der andern den Vorzug verdiene? so ist offenbar, daß man keine dieser Fragen beantworten kann, ohne zu erwägen, welche unter diesen Eigenschaften einen Menschen für die Welt am brauchbarsten macht, und ihn in irgend einer seiner Unternehmungen am weitesten bringt.

Es

Es giebt auch viele andere Eigenschaften der Seele, deren Verdienst einen gleichen Ursprung hat. Industrie, Beharrlichkeit, Geduld, Thätigkeit, Wachsamkeit, Geschick, Standhaftigkeit und andere Tugenden dieser Art, werden, wie man leicht finden wird, aus keinem andern Grunde geschätzt, als weil sie dem menschlichen Leben viele Vortheile bringen. Dieselbige Bewandnis hat es auch mit der Mäßigkeit, Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit, Entschlossenheit: so wie auf der andern Seite Unmäßigkeit, Schwelgerei, Unentschlossenheit, Ungewisheit lasterhaft sind, blos weil sie uns ins Unglück stürzen, und uns zum geschäftigen und thätigen Leben untauglich machen.

So wie Vernunft und gefunder Menschenverstand geschätzt werden, weil sie den damit begabten Personen nützlich sind; so werden Witz und Beredsamkeit geachtet, weil sie Andern unmittelbar angenehm sind. Auf der andern Seite wird die gute Laune deswegen geliebt und geachtet, weil sie der Person selbst, die sie hat, unmittelbar angenehm ist. Man weis, das der Umgang mit einem Manne von Witz sehr angenehm ist; so wie ein liebevoller aufgeräumter Gesellschafter vermöge einer Sympathie mit seiner Freude eine Lustigkeit über die ganze Gesellschaft verbreitet. Da also diese Eigenschaften angenehm sind, so erzeugen sie natürlich Liebe und

Ach-

Achtung und haben alle Kennzeichen der Tugend an sich.

Es läßt sich bei vielen Gelegenheiten sehr schwer bestimmen, was es eigentlich ist, das die Unterredung des einen Menschen so angenehm und unterhaltend, und die des andern so fade und abgeschmackt macht. Da die Unterhaltung eben sowohl eine Uebertragung unfres Gemüths ist, wie ein Buch, so müssen dieselbigen Eigenschaften, welche das eine schätzbar machen, uns auch eine Achtung gegen die andere einflößen. Dieses werden wir nachher betrachten. Unterdeffen kann man im Allgemeinen behaupten, daß alles Verdienst, das aus der Gabe zu unterhalten bei einem Menschen entspringt (welches gewiß nicht gering ist), von nichts anderem als dem Vergnügen herrührt, das er den Gegenwärtigen verursacht.

In dieser Rücksicht wird auch die Reinlichkeit als eine Tugend betrachtet; weil sie vermöge ihrer Natur uns Andern angenehm macht, und eine sehr beträchtliche Ursache der Liebe und Zuneigung ist. Kein Mensch wird leugnen, daß eine Nachlässigkeit in diesem Stücke ein Fehler ist; und da Fehler nichts anders als nur kleinere Laster sind, und dieser Fehler keinen andern Ursprung haben kann, als die unangenehme Empfindung, die er bei Andern verursacht, so können wir in diesem Beispiele, das so gemein zu seyn scheint, sehr deutlich den Ursprung des moralischen Unterschieds zwischen Tugend und Laster und andern Beispielen entdecken.

Au-

Aufser allen jenen Beschaffenheiten, welche eine Person liebenswürdig und schätzbar machen, giebt es auch noch ein gewisses Je - ne - fçai - quoi von Angenehmen und Schönen, das zu derselbigen Wirkung mit beiträgt. Sowohl in diesem Falle, als auch beim Witze und der Beredsamkeit, müssen wir bei einem gewissen Sinne Hülfe suchen; der ohne Reflexion handelt und die Beziehungen der Eigenschaften und Charaktere gar nicht erwägt. Einige Moralisten erklären alle Empfindungen der Tugend durch diesen Sinn; und ihre Hypothese hat viel für sich. Nichts als eine specielle Untersuchung kann einer andern Hypothese den Vorzug verschaffen. Wenn wir finden, daß meistens alle Tugenden solche besondere Beziehungen haben; und überdem entdecken, daß diese Beziehungen allein schon hinreichend sind, eine starke Empfindung des Beifalles zu erzeugen: so können wir nach dieser Entdeckung nicht mehr zweifeln, daß die Eigenschaften nach Proportion des Vortheils gefallen, den sie leisten.

Das Anständige oder Unanständige einer Eigenschaft in Rücksicht auf Alter oder Charakter oder Stand trägt ebenfalls zu ihrem Lobe oder Tadel bei. Dieses Wohlanständige hängt größtentheils von der Erfahrung ab. Es ist etwas Gewöhnliches zu sehen, daß Menschen, so wie sie höher in die Jahre kommen, ihren Leichtfinn verlieren. Daher ist in unsern Gedanken mit gewissen Jahren auch ein gewisser Grad des Ernstes verknüpft.

knüpft. Sobald wir sie in dem Charakter einer Person nicht beisammen finden, so thut dieses unsrer Einbildungskraft eine gewisse Gewalt an und ist uns unangenehm.

Diejenige Eigenschaft der Seele, welche unter allen andern die unbedeutendsten Folgen für den Charakter hat, und in der eine große Mannichfaltigkeit von Graden statt finden kann, ohne daß ihr um dieser verschiedenen Grade willen mehr Tugend oder Laster sollte beigelegt werden, ist das Gedächtniß. Wenn es auch gleich eine so stupende Höhe erreicht, daß wir darüber erstaunen oder so tief sinkt, daß es in einem gewissen Maasse die Urtheilskraft angreift, so nehmen wir doch gemeinlich von seinen verschiedenen Modifikationen keine Notiz, und erwehnen es größtentheils weder zum Lobe noch zum Tadel einer Person. Ein gutes Gedächtniß zu haben, ist so wenig eine Tugend, daß die Menschen fast allgemein aus Affektation sich über ihr schwaches Gedächtniß beklagen; und um die Welt desto besser überreden zu können, daß alles, was sie sagen, ganz und gar von ihrer eignen Erfindung sey, opfern sie es gern ihrem Genie und ihrer Urtheilskraft auf. Die Sache in abstracto betrachtet, würde es in der That schwer seyn, einen Grund anzugeben, warum das Vermögen vergangene Begriffe mit Klarheit und Wahrheit wieder zurückzurufen, nicht eben so viel Verdienst in sich haben sollte, als das Vermögen, unsre gegenwärtigen Begriffe in eine solche Ordnung zu stellen, daß wah-

re

re Sätze und Meinungen daraus gebildet werden. Der Grund der Verschiedenheit muß zweifelsohne darin liegen, daß sich das Gedächtniß ohne Empfindung der Lust und Unlust äußert; und in allen seinen mittleren Graden in Geschäften und Angelegenheiten des Lebens gleich gut seine Dienste leistet. Bei der Urtheilskraft aber sind die geringsten Abstufungen in ihren Folgen fogleich fühlbar; indem dieses Vermögen zugleich sich in einem vorzüglichen Grade nie, ohne ein außerordentliches Vergnügen und Wohlbehagen äußern kann. Die Sympathie mit dieser Nützlichkeit und Vergnügen verschafft dem Verstande ein Verdienst; und die Abwesenheit desselben macht, daß wir das Gedächtniß als ein ganz gleichgültiges Vermögen ansehen, das weder Lob noch Tadel verdient.

Ehe ich dieses Kapitel von den natürlichen Fähigkeiten verlasse, muß ich noch bemerken, daß vielleicht auch eine Quelle der Achtung und Liebe, die damit verbunden ist, in der Wichtigkeit und dem Ansehen besteht, welches sie der Person ertheilen, welche mit denselben begabt ist. Ein solcher Mensch erhält einen weit stärkern Einfluß auf die Welt. Seine Entschlüsse und Handlungen setzen eine weit grössere Zahl seiner Nebengeschöpfe in Bewegung. Beides, seine Freundschaft und Feindschaft, ist von grösserer Bedeutung. Und es läßt sich leicht schliessen, daß wer auf diese Art über die übrigen Menschen erhaben ist, in uns die Empfindungen von Achtung und Beifall erwe-

cken muß. Alles was wichtig ist, zieht unfre Aufmerksamkeit auf sich, fesselt unfre Gedanken und wird mit Vergnügen angeschauet. Die Geschichten von Königreichen interessiren mehr, als häusliche Erzählungen: die Begebenheiten großer Reiche mehr als die von kleinen Städten und Ortschaften: und die Geschichten der Kriege und Revolutionen mehr, als die von Friede und Ordnung. Wir sympathisiren mit den Personen, welche leiden, in allen den mannichfaltigen Empfindungen, die zu ihren Schicksalen gehören. Die Seele ist mit der Mannichfaltigkeit der Objekte und mit den starken Leidenschaften, die sich entwickeln, beschäftigt. Und diese Beschäftigung oder Erschütterung der Seele ist gemeinlich angenehm und unterhaltend. Dieselbige Theorie erklärt auch die Achtung und Bewunderung, die wir Menschen von außerordentlichen Talenten und Fähigkeiten beweisen. Mit ihren Handlungen steht das Wohl oder Weh von Tausenden in Verknüpfung. Alles was sie unternehmen, ist wichtig, und fodert unfre Aufmerksamkeit. Nichts, was sie betrifft, darf übersehen oder verachtet werden. Und sobald eine Person diese Empfindungen erwecken kann, so erlangt sie sogleich unfre Achtung; wenn sie auch gleich andere Züge in ihrem Charakter hassenswürdig und unangenehm machen.

Fünfter Abschnitt.

Einige weitere Betrachtungen über die natürlichen Tugenden.

Es ist schon in der Abhandlung von den Leidenschaften bemerkt worden, daß Stolz und Demuth, Liebe und Haß durch Vortheile oder Nachtheile der Seele, des Körpers oder des Schicksals erweckt werden; und daß diese Vortheile oder Nachtheile jene Leidenschaften dadurch bewirken, daß sie eine ganz besondere Impression von Lust oder Unlust hervorbringen. Die Lust oder Unlust, welche von der allgemeinen Vorstellung oder Anschauung einer Handlung oder Eigenschaft der Seele entsteht, macht ihre Tugend oder Laster aus, und bringt unser Lob oder unsern Tadel hervor, welcher nichts weiter ist, als ein schwächerer oder unmerklicher Grad von Liebe oder Haß. Wir haben vier verschiedene Quellen dieser Lust und Unlust angezeigt, und um diese Hypothese noch vollständiger zu rechtfertigen, so bemerke ich hier noch insbesondere, daß die Vortheile oder Nachtheile des Körpers und des Glücks aus eben den Gründen, eine Lust oder Unlust hervorbringen. Die Fähigkeit eines Objekts, der Person die es besitzt, oder auch andern nützlich zu seyn; ihr oder andern Vergnügen zu machen; alle diese Umstände bringen unmittelbar in der Person, die

sich dieselben vorstellt, Vergnügen hervor, und nöthigen ihr Liebe und Beifall ab.

Um mit den körperlichen Vorzügen den Anfang zu machen, muß ich auf eine Erscheinung aufmerksam machen, welche unbedeutend und possierlich zu seyn scheint, wenn anders eine Sache unbedeutend und possierlich seyn kann, die einen so wichtigen Schluss bestätigt, und in einem philosophischen Beweise gebraucht wird. Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß diejenigen, welche man gute Weibermänner nennt, und die sich entweder durch ihre Eroberungen im Felde der Liebe ausgezeichnet haben, oder deren Körperbau eine außerordentliche Kraft dieser Art verräth, vom schönen Geschlechte sehr wohl aufgenommen werden, und gewöhnlicherweise selbst die Zuneigung derer gewinnen, deren Tugend jeden Gedanken verhindert, von dergleichen Talenten jemals einen Vortheil zu ziehen. Hier ist es offenbar, daß die Fähigkeit einer solchen Person, Genuß zu verschaffen, die wahre Quelle jener Liebe und Achtung ist, die sie unter dem weiblichen Geschlechte antrifft; und zugleich, daß die Frauen, welche einen solchen Menschen lieb und werth halten, nicht eben die Absicht oder Hoffnung haben, von dergleichen Gaben selbst Genuß zu ziehen, und daß sie also nur vermittelt ihrer Sympathie mit derjenigen, die mit ihm in Liebesverständnisse steht, afficirt werden können. Dieses Beispiel ist sehr seltsam und verdient unsre ganze Aufmerksamkeit.

Eine

Von

Ein

wir von

halten, i

sie hat.

Schönheit

re, in e

der Erfah

das Gesch

macht.

Gelenke,

schön an u

und Stärk

find, syr

Subjekte

ren, we

bringen.

So v

genchaft

mittelbar

daß ein

kes und

Schönheit

bei einem

allemaal de

in uns he

den wir a

Vergnügen

dem etwas

thig, uns

wenn sie ur

Eine andere Quelle des Vergnügens, welches wir von der Vorstellung körperlicher Vorzüge erhalten, ist ihr Nutzen für die Person selbst, welche sie hat. Unstreitig besteht ein grosser Theil der Schönheit der Menschen sowohl, als anderer Thiere, in einem solchen Gliederbaue, welcher nach der Erfahrung Stärke und Behendigkeit verräth, und das Geschöpf zum Handeln und Thätigfeyn geschickt macht. Breite Schultern, ein schlanker Leib, feste Gelenke, runde Schenkel; alle diese Stücke sind schön an unsrer Gestalt, weil sie Zeichen von Kraft und Stärke sind, mit denen wir, weil es Vorzüge sind, sympathisiren, und die dem betrachtenden Subjekte einen Theil desjenigen Vergnügens zuführen, welches sie in dem Besitzer selbst hervorbringen.

So weit über den Nutzen, der mit einer Eigenschaft des Körpers verbunden ist. Was das unmittelbare Vergnügen anbelangt, so ist gewiss, daß ein gesundes Ansehen eben sowohl als ein starkes und rüstiges Aeufere einen grossen Theil der Schönheit ausmacht; und daß ein sieches Ansehen bei einem andern allemal unangenehm ist, weil es allemal den Begriff von Unlust und Mißvergnügen in uns hervorbringt. Auf der andern Seite finden wir an der Regelmässigkeit unsrer Züge viel Vergnügen, ob sie gleich weder uns noch Andern etwas nützen, und es ist gewissermassen nöthig, uns in einiger Entfernung zu betrachten, wenn sie uns Vergnügen machen sollen. Wir be-

trach-

trachten uns gewöhnlich so, wie wir in den Augen Anderer erscheinen, und sympathisiren mit den angenehmen Empfindungen, die sie von uns erhalten.

In wie fern die Vorzüge des Glücks aus gleichen Principien Achtung und Billigung hervorbringen, können wir aus der Betrachtung über unser vorhergehendes Raifonnement über diese Materie lernen. Wir haben angemerkt, daß unser Wohlgefallen an denen, die im Besitze von Glücksgütern sind, drei verschiedenen Ursachen beizulegen ist. Erstlich jenem unmittelbaren Vergnügen, das uns ein reicher Mann durch den Anblick seines schönen Anzugs, Equipage, Gärten oder Häuser, die er besitzt, gewährt. Zweitens dem Vortheile, den wir von ihm wegen seiner Großmuth und Freigebigkeit zu erhalten hoffen. Drittens den Vergnügungen und Vortheilen, welche er selbst von seinen Gütern zieht, und die eine angenehme Sympathie in uns hervorbringen. Wir mögen nun unsere Achtung gegen den Reichen und Großen einer dieser Ursachen oder ihnen allen zuschreiben, so werden wir deutlich die Spuren der Principien sehen, welche die Empfindung des Lasters und der Tugend hervorbringen. Ich glaube, die mehresten werden bei dem ersten Anblicke geneigt seyn, unsere Achtung gegen den Reichen dem Eigennutze und der Aussicht auf Vortheil zuzuschreiben. Allein, da es ausgemacht ist, daß unsere Achtung oder Ehrerbietung, sich viel weiter erstreckt, als auf eine Aussicht Vortheil für uns zu erlangen; so ist auch klar,

klar, daß jene Empfindung von einer Sympathie mit denen herrühren muß, welche von der Person, die wir achten und ehren, abhängen, und die in einer unmittelbaren Verknüpfung mit ihr stehen. Wir sehen sie als eine Person an, die fähig ist zur Glückseligkeit oder zum Wohlseyn seiner Nebengeschöpfe etwas beizutragen, und mit den Empfindungen, welche letztere von jenem Menschen haben, sympathisiren wir von Natur. Und diese Betrachtung wird zur Rechtfertigung meiner Hypothese dienen, nach welcher ich das dritte Princip den übrigen beiden vorziehe, und unfre Achtung gegen den Reichen aus einer Sympathie mit dem Vergnügen und Nutzen erkläre, den sie selbst von ihren Gütern ziehen. Denn da auch nicht einmal die übrigen beiden Principien in einer gehörigen Ausdehnung wirken, oder zur Erklärung aller Erscheinungen dienen können, ohne daß man eine Sympathie der einen oder andern Art zu Hülfe nimmt; so ist es doch viel natürlicher, diejenige Sympathie zu wählen, welche unmittelbar und direkte wirkt, als diejenige, welche indirekte und durch Umschweife geht. Ich kann noch hinzufügen, daß wo Reichthum und Macht sehr groß ist, und die Person in der Welt angesehen und wichtig macht, das Vergnügen zum Theil noch aus einer andern Quelle hergeleitet werden kann, die von jenen darin verschieden ist, nemlich von ihrem Interesse, das sie der Seele durch den Anblick der Menge und Wichtigkeit der Folgen ertheilen, wiewohl wir ebenfalls,

um

um die Wirkung dieses Principis zu erklären, die Sympathie zu Hülfe nehmen müssen; wie wir schon in dem vorhergehenden Abschnitte bemerkt haben.

Es wird bei dieser Gelegenheit nicht unschicklich seyn, auf die Lenksamkeit unsrer Empfindungen und die verschiedenen Veränderungen aufmerksam zu machen, welche sie so leicht durch die Objekte erhalten, mit welchen sie verknüpft sind. Alle Empfindungen des Wohlgefallens, welche mit einer besondern Art von Objekten verbunden sind, haben eine große Aehnlichkeit mit einander, ob sie gleich aus verschiedenen Quellen entsprungen seyn mögen; und auf der andern Seite sind diese Empfindungen, wenn sie auf verschiedene Objekte gehen, von dem Gefühl verschieden, ob sie gleich aus einerlei Quelle entsprungen sind. So verursacht die Schönheit aller sichtbaren Gegenstände ein Vergnügen, welches fast immer einerlei ist, ob es gleich bisweilen von dem bloßen Scheine und äußern Ansehen der Objekte hergeleitet ist; bisweilen von der Sympathie und dem Begriffe ihrer Nützlichkeit. Ebenso, wenn wir die Handlungen und Charaktere der Menschen ansehen, ohne ein besonderes Interesse an ihnen zu haben, so ist die Lust oder Unlust, welche aus dieser Betrachtung entsteht (einige kleine Unterschiede nicht gerechnet) fast von gleicher Art, obgleich vielleicht eine große Verschiedenheit in den Ursachen seyn mag, woher sie entstanden sind. Auf der andern Seite verursacht ein bequemes Haus und ein tugendhafter Charakter nicht einerlei Gefühl des Wohl-

Wohlgefallens; wenn auch gleich die Quelle unfres Wohlgefallens dieselbe ist, und aus der Sympathie und einem Begriffe ihrer Nützlichkeit herrührt. Es ist etwas Unerklärliches in dieser Verschiedenheit unfre Gefühle; aber es ist dieses dennoch etwas, welches wir bei allen unfren Leidenschaften und Empfindungen erfahren.

Sechster Abschnitt.

Beschluß dieses Buchs.

So hoffe ich nun endlich, daß im Ganzen nichts mehr zu einem genauen Beweise dieses Systems der Sittenlehre fehlt. Wir sind überzeugt, daß die Sympathie ein sehr mächtiges Princip in der menschlichen Natur ist. Wir sind ferner gewiß, daß sie einen großen Einfluß auf unfre Empfindung des Schönen hat, sowohl wenn wir äußere Objekte ansehen, als wenn wir über moralische Gegenstände urtheilen. Wir finden, daß sie hinreichende Kraft hat, uns die stärksten Empfindungen von Wohlgefallen beizubringen, wenn sie auch allein ohne Konkurrenz irgend eines andern Principis wirkt; wie bey der Gerechtigkeit, dem bürgerlichen Gehorsam, der Keuschheit und der guten Lebensart. Wir können bemerken, daß sich alle zu ihrer Wirkung erforderlichen Umstände in den mehresten Tugenden finden; denn der größte Theil derselben zielt auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft oder auf das Wohl der Person, welche sie besitzt. Wenn wir

wir alle diese Umstände vergleichen, so können wir nicht zweifeln, daß die Sympathie die hauptsächlichste Quelle des moralischen Unterschieds ist; besonders, wenn wir erwägen, daß kein Einwurf gegen diese Hypothese in einem Falle aufgeworfen werden kann, der sich nicht zugleich auf alle Fälle erstrecken sollte. Die Gerechtigkeit wird gewiß um keines andern Grundes willen gebilliget, als weil sie dem allgemeinen Besten zuträglich ist; und das allgemeine Beste ist uns ganz gleichgültig, außer so weit uns die Sympathie dafür einnimmt. Ein gleiches können wir in Beziehung auf alle übrigen Tugenden annehmen, welche eine ähnliche Beziehung auf das allgemeine Beste haben. Sie haben ihr ganzes Verdienst von unsrer Sympathie mit denen, welche Nutzen davon ziehen: so wie die Tugenden, welche eine Beziehung auf das Beste der Person haben, die damit versehen ist, ihr Verdienst von unsrer Sympathie mit ihr entlehnen.

Die mehresten Menschen werden leicht zugeben, daß die nützlichen Eigenschaften um ihres Nutzens willen tugendhaft sind. Diese Art zu denken ist so natürlich, und kömmt bei so vielen Gelegenheiten vor, daß wenige ein Bedenken finden werden, sie als gültig zuzulassen. Wenn nun dieses einmal zugestanden ist, so muß man die Kraft der Sympathie nothwendig auch zugestehen. Die Tugend wird angesehen als Mittel zu einem Zweck. Mittel zu einem Zwecke sind nur etwas werth, so fern der Zweck einen Werth hat. Nun ist uns
aber

aber die Glückseligkeit Andrer bloß durch Sympathie etwas werth. Also müssen wir diesem Princip die Empfindung des Wohlgefallens beimessen, die von der Vorstellung aller der Tugenden entsteht, die der Gesellschaft oder der Person, welche sie besitzt, zuträglich sind. Diese machen den größten Theil der Moralität aus.

Wäre es in einer solchen Materie thunlich, den Beifall des Lesers zu erschleichen, oder etwas anders als solide Gründe zu gebrauchen, so hätten wir hier Mittel vollauf, die Neigungen des Lesers zu gewinnen. Alle Liebhaber der Tugend (und dieses sind wir in der Spekulation alle, so sehr wir auch in Praxi davon abweichen mögen), müssen sich freuen, wenn sie sehen, daß der moralische Unterschied aus einer so edeln Quelle entsteht, welche uns einen richtigen Begriff, beides von dem Edel- muth und der Fähigkeit der menschlichen Natur ertheilt. Es gehört nur eine geringe Kenntniß des Menschen dazu, um einzusehen, daß ein moralischer Sinn der menschlichen Seele als eine Grundeigenschaft eingepreßt sey, welche eines der allermächtigsten Principien und Grundbestandtheilen ihrer Natur ausmacht. Aber dieser Sinn muß nothwendig neue Stärke bekommen, wenn er über sich selbst nachdenkt, und diejenigen Principien billiget, aus welchen er entstanden ist, und wenn er in seiner Entstehungsart und Ursprunge nichts findet, als was groß und gut ist. Diejenigen, welche den moralischen Sinn in ursprüngliche Instinkte der menschlichen Seele auflösen, können vielleicht
die

die Sache der Tugend mit hinreichendem Ansehen vertheidigen; aber es fehlt ihnen doch der Vortheil derer, welche diesen Sinn aus einer allgemeinen Sympathie mit dem Menschengeschlechte erklären. Nach dem letztern Systeme muß nicht nur die Tugend, sondern auch der Sinn für die Tugend gebilliget werden. Und nicht nur dieser Sinn, sondern auch die Principien, woraus er entsprungen ist. So daß nichts von irgend einer Seite vorgestellt wird, als was lobenswürdig und gut ist.

Diese Anmerkung läßt sich auch auf die Gerechtigkeit und die übrigen Tugenden dieser Art ausdehnen. Obgleich die Gerechtigkeit künstlich ist, so ist doch die Empfindung ihrer Moralität natürlich. Die Vereinigung der Menschen zu einem systematischen Betragen, oder ihre Handlungen nach allgemeinen Regeln einzurichten, macht eine Handlung der Gerechtigkeit für die Gesellschaft wohlthätig. Aber wenn sie einmal diese Beziehung hat, so billigen wir sie natürlicherweise; und wenn wir es nicht thäten, so könnte eine Vereinigung oder Uebereinkunft nimmermehr jene Empfindung erzeugen.

Die mehresten Erfindungen der Menschen sind der Veränderung unterworfen. Sie hängen von Laune und Eigenfinne ab. Sie bleiben eine Zeitlang im Schwunge, und dann sinken sie wieder in die Vergessenheit herab. Wenn nun die Gerechtigkeit eine menschliche Erfindung ist, könnte man sagen, so ist zu fürchten, daß sie vielleicht ein gleiches Schicksal haben werde. Allein die Fälle sind sehr weit von einander verschieden. Das Interesse,
worauf

worauf sich die Gerechtigkeit gründet, ist das allergrösste, das man sich nur einbilden kann, und erstreckt sich auf alle Zeiten und Orte. Es ist keine andre Art möglich, dasselbe zu befördern. Es liegt am Tage, und kündigt sich gleich bei der ersten Bildung der Gesellschaft von selbst an. Alle diese Gründe machen die Regeln der Gerechtigkeit fest und unveränderlich; wenigstens so unveränderlich, als die menschliche Natur. Und wenn sie auf die ursprünglichen Instinkte gegründet wären, könnten sie wohl eine grössere Festigkeit haben?

Eben dieses System kann uns nun auch eben sowohl zu einem richtigen Begriffe von der Glückseligkeit als von der Würde der Tugend verhelfen, und kann dadurch, dass es jene edle Eigenschaft in sich schliesst und fest hält, an jedem Princip unsrer Natur einen Antheil gewinnen. Wer fühlt wohl nicht, dass das Feuer in Betreibung seiner Kenntnisse und Geschicklichkeiten sich verstärkt, wenn man daran denkt, dass jener Zuwachs an Vollkommenheiten, ausser den Vortheil, den sie unmittelbar bringen, uns auch einen neuen Glanz in den Augen der Menschheit giebt, und dass sie uns allgemeine Achtung und Beifall erwerben? Und wer kann glauben, dass vortheilhafte Glücksumstände je eine hinreichende Vergütung für den geringsten Bruch der geselligen Tugenden seyn können, wenn er erwägt, dass nicht nur sein Charakter in Beziehung auf Andere, sondern auch seine Ruhe und innere Selbstzufriedenheit ganz und gar von der strengen Beobachtung derselben abhängt;

hängt; und dafs ein Mensch nie seinen eignen Anblick wird ertragen können, wenn er die Pflichten gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Gesellschaft verfäumt hat? Doch ich will hierauf nicht weiter bestehen. Dergleichen Betrachtungen erfordern ein besonderes von dem Geiste des gegenwärtigen ganz verschiedenes Werk. Der Anatom darf nie den Maler machen; noch in seinen genauen Zergliederungen und Abbildungen der kleinern Theile des menschlichen Körpers, seinen Figuren eine anmuthsvolle oder einnehmende Stellung oder Ausdruck geben wollen. Es ist sogar etwas Häßliches oder wenigstens Kleinliches in den Vorstellungen der Dinge, die er giebt; und er muß seine Objekte etwas mehr in die Ferne stellen und sie dem Gesichte entziehen, um sie dem Auge und der Einbildungskraft interessant zu machen. Dessenungeachtet ist doch ein Anatom sehr geschickt, dem Maler einen guten Rath zu geben; ja es ist sogar unmöglich in der Malerey etwas Vorzügliches zu leisten, wenn ihr die Zergliederungskunst nicht beisteht. Man muß erst eine sehr genaue Kenntniß der Theile, ihrer Lage und Verknüpfung wissen, bevor man mit Geschmack und Richtigkeit zeichnen kann. Und so werden auch die abstraktesten Spekulationen über die menschliche Natur, wenn sie gleich kalt und trocken sind, für die praktische Moral sehr nützlich; und können diese letztere Wissenschaft in ihren Vorschriften genauere und ihre Ermahnungen überredender machen.

Ar-
hten
die
rauf
gen
gen-
tom
ge-
lei-
ru-
ng
was
for-
muls
und
und
Def-
nickt,
ist fo-
liches
nicht
atnifs
iffen,
chneu
en Spa-
enn fe
tische
letztere
und ihre







